

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 7/2

www.nyland.de

nyland@nyland.de

Peter Hille

Lesebuch

Prosa und Briefe

Zusammengestellt und mit
einem Nachwort versehen
von Walter Gödden



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 7/2

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem Förderverein
Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden
Band 7/2

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln
© 2004 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 3-936235-08-2
Redaktion: Wolfgang Delseit
Lektorat: Lelo C. Burkert-Auch
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
Printed in Germany

Inhalt

Die Gaben des Mondes	7
Der alte Knabe	9
De profundis	12
Ein Traum	13
Die Stadt von Glas	14
Dirty Dick	16
Exotisch	19
Japanische Schmetterlinge	20
Banger Traum. Karma	24
Darum	26
Die Schuldige	28
Mein Brautfuchs. Arabeske	32
Das Mädchen und die Goldfische	41
Ich bin der Mörder	45
O was war das für ein Jammer	68
Untergehende Weisheit	70
Die Liebe zu Rade	72
Reiherseelen	74
Null und Ziffer	75
Barbarossa ist auferstanden	78
Ausgegrabenes	85
Dieser Weihnachtsmorgen schämte sich	87
Ein fideler Abend oder	
Grün-Berlin in der Verschwendung	89
Ein wichtiger Fund	94
Mein Heiliger Abend	97
Der Geist und sein Denkmal	102
Enthüllung. Auch ein Ausblick auf das Jahr 1900	104
Aus Briefen	
An einen Verleger (10.12.1882)	108
An Heinrich und Julius Hart (11.5.1883)	111
An Karl Henckell – Hohenborn (1887)	115

An Karl Henckel (1887)	118
An Heinrich und Julius Hart	120
An Hermann Evers (4.7.1893)	122
An Karl Henckell (Ende Februar oder März 1897)	124
An Karl Henckell (6.7.1897)	128
An Ludwig Schröder (16.4.1901)	132
An Else Lasker-Schüler (undatiert)	134
Von Else Lasker-Schüler (undatiert)	137
Nachwort	138

Die Gaben des Mondes

Luna, welche die Caprice selbst ist, sah durch das Fenster, während du in deiner Wiege schliefest, und sagte sich: »Dieses Kind gefällt mir.«

Und sie kam leise die Wolkentreppe herunter und ging ohne Geräusch durch die Scheiben ein. Dann breitete sie sich über dich hin mit der weichen Zartheit einer Mutter und hauchte ihre Farben auf dein Antlitz. Deine Augensterne sind davon grün geblieben und deine Wangen außerordentlich blaß. Durch das Ansehen dieser Besucherin sind deine Augen so seltsam auf geblieben und sie hat dir so zart die Kehle gerührt, daß du für immer davon die Lust bewahrt hast zu weinen.

Inzwischen füllte Luna in dem Aufgehen ihrer Freude das ganze Zimmer mit einer phosphorischen Atmosphäre wie mit leuchtendem Gift, und das ganze lebendige Licht dachte und sagte: »Du wirst immer unter dem Einfluß meines Kusses bleiben. Du wirst schön werden auf meine Weise. Du wirst das lieben, was ich liebe und was auch mich liebt: das Wasser, die Wolken, das Schweigen und die Nacht, das Meer so unermesslich und so grün, das ungeformte und tausendförmige Wasser, den Ort, wo Du nicht sein, den Geliebten, den Du nicht kennen wirst, die seltsamen Blumen, die entatmenden Düfte, die Katzen, welche auf den Klavieren entschlafen und leise seufzen wie die Weiber mit rauher, lieblicher Stimme.

Und Du wirst geliebt sein von meinen Freunden, verehrt von meinen Verehrern. Du wirst die Königin der Menschen mit grünen Augen sein, denen ich ebenfalls in nächtlichen Liebkosungen die Kehle gerührt habe, von denen, die da lieben das Meer, das unendliche, stürmische, grüne, das formlose und tausendgestaltige Meer, den Ort, wo sie nicht sind, die Geliebte, die sie nicht kennen, die dunklen Blumen, welche den Weihrauchge-

fäßen einer unbekanntn Religion gleichen, die Düfte,
welche den Willen verwirren, die wilden, lusttollen Tie-
re, welche die Sinnbilder ihrer Leidenschaft sind.
Deshalb, verwöhntes Kind, liege ich zu Deinen Füßen
und suche in Dir den Widerschein der rätselhaften Gott-
heit, Deiner unheimlichen Patin und der giftigen Amme
aller Mondsüchtigen.«

Übersetzung nach Charles Baudelaire

Der alte Knabe

Einsamen Schülern und den so seltenen
einsichtigen Lehrern gewidmet

Ich gehe möglichst viel barfuß im dichtgewaschenen Sande des Strandes und in den Schaumkränzen, den weißen Sprüngen des auslaufenden Meeres. Mit freudigem Mitleid sehe ich, wie meine Zehen aus langer Haft in entstellendem Schuhwerk regsamer werden, wie die große Zehe Haltung annimmt und ordentlich, wie sich's für einen gerechten, geradezu gerichteten Fuß ziemt, nach außen ruckt.

So und so viele Jahre Kultur, da gehen einem die Augen auf. Und seien's auch nur die Hühneraugen... O, es sind Kulturträger die Schuster.

Kulturträger wie jene andern Meister des Leistens, über den sie die werdende Menschheit, die jungen Seelen und schäumenden Geister schlagen.

Auch mich hat man über den Leisten gezogen und da, alles in allem, vierzehn Jahre gezerrt. Dann versuchte es noch für einige Jahre der Staat, die Presse. Am längsten das Elend.

Bin ich noch unverhunzt?

Mit kühnem Stolze eines Selbstwanderers, der auch die klaffendsten Abgründe nicht scheut, sag ich: »Ja«.

Aber nur das, knapp entkommen.

Nur mir hab ich das zu verdanken.

Zu verdanken, daß ich Verhunzungen entgangen, die nur ich selbst als Fälschungen an mir erkenne, die andere wohl gar für Vorzüge halten; ihr Fehlen mögen sie als einen Mangel empfinden.

Ich bestimme mich selbst.

Wildfrisch, ausgesetzt, ohne jede Zehrung fürs Leben. So ganz ohne Historie. Und stehe vor meinem neunund-

vierzigsten Jahre. Jemand, der noch nicht in sein Haus getreten ist.

Und noch immer Fluten und Werden. Noch nicht mal eine Mark gelt' ich auf dem Dichtermarkt.

Das ist erhaben, aber bang.

Noch immer dieses jäh Feine, frisch Scharfe, noch immer dieser in die Horizonte greifende Knabensinn.

Besonnen, klar bis ins letzte Fältchen, meinklar, kraftfreudig.

Ein alter Knabe.

Alt?

Nein: hinangejährt.

Non scholae, sed vitae.

So sagt die Schule, tut's aber nicht. Wohl aber ich.

Das Märchen der eigenen Kräfte, das Leben in Geist und Urdrang und Bildkraft, das hab' ich mir immer gewahrt, heimlich gewahrt. Heimlich, da man's offen mir nehmen wollte. Und war wohl da am stärksten, wo ich am schwächsten schien.

Ging da am richtigsten, wo man mich für verkommen hielt. Die Übertreibung war Schuld des Zwanges.

Das Gesetz ist: ein Pendel, das man zu sehr nach rechts zieht, schnellt zu weit links.

Ja, diese Schulweisheit, diese pädagogischen Sprichwörter!

Worte sind es nicht!

Unworte, pergamentene Lügen.

Ut sementem feceris, ita metes.

Das ist nicht wahr. Blutiger Hohn!

Nein, wie die Schulmeister auf uns herumsäen, so sollen wir ernten.

Und das wollen wir nicht.

Soweit ich denken kann, war ich Bücherwurm. Keine Bauernstube war sicher vor mir, ich holte mir die rührende Geschichte der heiligen Genoveva heraus so sicher wie der Iltis das Ei aus dem Neste. Keine Schul-, keine

Vereinsbibliothek, die ich nicht gebrandschatzt hätte. Weite Gänge machte ich zu Lehrern umliegender Dörfer, die mir von einem Shakespeare mit Bildern oder einem Goethe gesprochen, begnügte mich dann auch mit einem Schiller. Goethe war mir wunderbarer – vielleicht nach Illustrationen, Shakespeare nach Gestalten seiner Werke in Apotheose – dämonischer. Wer mir was versprochen, entkam mir nicht, und war's auch nur der Reeker Rademacher mit einem »Ritter Peter mit den silbernen Schlüsseln«, der sich nie abfinden wollte. Alles hatte Angst vor mir.

Das Äußere, der bunte Umschlag meiner Schulbücher wirkte so farbensön, als etwas unsagbar Verklärendes tief auf mich ein wie die bunten Papierhütchen, mit denen die Medizin für Kinder zugebunden wird. Ähnlich waren ein Flintenschaft, ein Säbelgefäß, ein Gummibaum, ein perlengestickter Schellenzug, ein grüner Taschenriemen Offenbarungen für mich; der Sammetkragen eines Leutnants, die Achselfransen eines Regimentsmusikers liebenswerte Vorzüge [...]

De profundis

Träume sind fremdartige Gegenden. Wie wir da so grelljäh, flackernd, albern, bewußt töricht im Vordringen unserer Handlungen, so schwer in ihren Äußerungen sind, wie wir sie entzwei machen – und umfassen!!

– Das gibt Züge. Die Eigentlichen. Das Nebenher. Das benutzt das düsterheitere Aneinanderreihen unserer Vorschul-Ewigkeiten.

Über den kahlen Berg. Auf verlassen grundloser Heerstraße, wo die Bäume noch im Amte blieben, die unsere Jugendzudecken mit ihrem Wachstum, so daß wir fremd sind in der Heimat, dieser wehmütigen Verwandtschaft der Erde mit unserer Seele. Ein kleiner frierender Ponywagen rasselt hilflos dahin.

Kaum Schatten immer Unheimliches mitzuteilenhabender Zitterpappeln.

Stiefmütterlich, unbeseelt ein Vorwerk, dann und wann bearbeitet wie von einem Verbannten.

Verwittert nur gelblich ungesunder Kalkstein, kein frankenschliches Auge der Landschaft, kein Fenster, nur türkische Dachlauer zwischen den kalten grau-lila Sandplatten der Scheunendächer.

Graugerissene Furchen der Erde, schwer unter den Furchen der kahlen, verwandten Berge. Kreischendrote Vogelbeeren.

Erwachsener Traum um ihre Eltern, das ist so tief für ein Kind. Wie sie schweigen, ihre Seele nicht anzustoßen wagen auf diesem holprig immer wilder schleudernden Wagen.

Bauernweh: schon schaut es aus nach uns von halber Lehne drüben und hüllt es ein – das Verwandtendorf in seiner Falte wie ein Kind, das sich an der Mutter hält, hüllt es ein, daß man's nicht suchen mag wie sonst am lockenden Kirmestag.

So etwas wird eingetragen. Und der Schmerz hat so etwas Heimatliches, näher zu uns Führendes.

Ein Traum

Heute Nacht war ich mit meinen achtundvierzig Jahren noch immer auf dem Pennal, fühlte mich dabei als wohlgefestigter Dichter und dabei Gymnasiast.

Dann fühlte ich, wie im Traum einer mich mit aller Gewalt davon abbringen wollte.

Ich aber sagte: »Nein, denn jeder Begabte muß das Wesentliche schnell erreichen können; das ist das Gymnasium sich selbst und jedem Strebsamen doch schuldig. Da ich auf der Klasse dazu in aller Ewigkeit nicht kommen würde, so wollte ich das Maturium machen.

Erst Dichter, dann Abiturient!

Hatte der Traum so ganz unrecht?

War er nicht vernünftiger als ein Dutzend Kulturminister des preußischen Staates?

Die Stadt von Glas

Ich kam mal in eine blinkende Stadt.

Die war ganz von Glas.

Und diese blinkende Stadt hatte lauter artige Kinder.

Das kam so: Wenn ein Kind schrie und knutterte und ettrig war, dann sah das Glas gleich ganz böse aus, das in der Stube war.

So braun wie ein Bär.

Und zankten sich die Kinder, so lief das ganze Haus von oben bis unten sofort an und sah dann aus wie schlechtgebrannte Ziegel, halb blau und halb rot.

Gönnte aber das eine dem anderen das Spielzeug nicht, so war Fußboden, Stuhl, Tisch, Sofa in einem Augenblick so grün wie Schimmel oder Entengrün. Und das dauerte dann so lange, bis das Kind wieder lieb und freundlich aussah. Und wenn ein Kind seine Schularbeiten noch nicht gemacht hatte, dann sah so ein Haus gleich so grau aus wie ein Esel.

Nun wars ja in der ersten Zeit auch in dieser schönen, blinkenden Stadt wohl vorgekommen, daß Mutter die Zuckerdose nicht gleich weggestellt hatte. Und dann wußte kein Mensch, wo die Zuckerstücke geblieben waren, die soeben noch darin gewesen: die Frieda nicht und der kleine Erich erst recht nicht.

Als aber dann das ganze Haus von oben bis unten hin schwarz wurde wie die Nacht und diese Nacht sich über die ganze Stadt ausbreitete, daß keiner mehr was sehen konnte, da wußte gleich die ganze Stadt: hier war schrecklich gelogen.

Da nun die Kinder es bald heraus hatten, daß nichts Böses hier verborgen bleiben konnte, wurden sie bald alle gut, und jedermann hatte seine Freude an ihnen, und sie waren immer froh und munter.

Und mitten in der Stadt, da war ein hoher Turm auch ganz von Glas. Da waren alle schönen Farben in den Wänden, die ganz aus Scheiben bestanden, durch die besah man erst die Gegend, und dann zuletzt ging die Sonne unter. Das sah man dann wieder durch das klare Glas.

Ich meine gehört zu haben, daß in dieser Stadt von Glas noch einige Häuser zu haben sind. Hättet ihr wohl Lust, mit euern Eltern dort hinzuziehen?

Dirty Dick

In Bishopgate ist ein Ausschank berühmt wegen seiner ausgezeichneten Südweine.

Kein Fremder versäumt, dort vorzusprechen. Erstens des guten Tropfens wegen. Dann auch seiner Merkwürdigkeit wegen.

Zunächst gilt es, mit List eine besondere Bestimmung zu umgehen. Jeder Gast erhält nämlich nur ein Glas eingeschenkt. Dann muß er sich entfernen. Ein zweites gibt es nicht.

Er muß gehen.

Aber er kann ja wiederkommen. Wiederkommen wie ein hinausgeworfener Reisender oder Hausierer. Und das mit Grazie in infinitum, bis er wirklich genug hat.

Es ist das so recht englisch, Gesetze gesetzlich zu umgehen. Der Gast, der sich entfernt und wiederkommt, erinnert an den englischen traveller, für den die Sonntagsruhe nicht besteht.

Bekanntlich ist das Public house, das Wirtshaus, in England sonntags nur einige Stunden mittags und abends geöffnet.

Wer aber London verläßt und sich auf einige englische Meilen von der Stadt entfernt, der ist traveller, der ist Reisender und kann verlangen, daß ihm die gastlichen Pforten, die den schmachthenden Einheimischen verschlossen bleiben, geöffnet werden.

Aber noch eine andere Merkwürdigkeit ist in diesem Ausschank zu verzeichnen. Steigt man nämlich unter Begleitung des waiter, des Kellners, die Kellerstufen hinab, so nimmt man in dem trüben Tageslichte, das nur spärlich durch Kellerluken und Oberlicht hier Einlaß findet, bald eine dicke Staubschicht wahr, die Tisch und Stuhl, Wand und Faß bedeckt.

Rockenbälge, ein derber, weitgebogener Naturstock, Kleidungsstücke, vor allem aber ein ungeheurer Schlapphut zeichnen sich unter der Staubschicht ab, die sie wie mit einer Schneewehe überzogen hat. Dieser Staub ist nicht verwunderlich, denn er liegt unangetastet und unantastbar nach heiligem Vermächtnis seit hundertfünfzig Jahren hier.

So lange also schon liegt hier wirklicher Staub, daß Einrichtungen, welche die Dauer einer Ewigkeit versprechen, seit der Zeit schon neu hingestellt wurden und unter das staubige Gerümpel der Geschichte geraten.

Dirty Dick war ein wohlhabender, blühender Bürger Londons. Es war so um die Fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Er hatte seine Braut; wenn er an die dachte, lachte sein ganzes Herz. Denn wenn so eine derbe Natur mal eine Zuneigung hat, die ist auch danach.

Kaum konnte er das Ungestüm seiner Liebe mäßigen. Nur noch wenige Tage, und die Hochzeit sollte stattfinden.

Langsam genug gingen auch diese herum, langsamer und immer langsamer.

O da lernt man, was Ewigkeit ist!

Schon war der Tag angebrochen. Vorbereitet war das Mahl, und Dick ging an der langen gedeckten Tafel vorüber, um zu sehen, ob auch nichts vergessen war.

Hier und da rückt er einen Teller, ein Glas noch etwas zurecht; denn seine zweite Leidenschaft war die Symmetrie, und die Tafeldecker sind immer so obenhin.

Da kommt ein Läufer. Er überreicht einen Brief.

Schnell riß Dick ihn auf, er ist vom Vater seiner Braut. Er entfarbt sich.

Dann greift er zu Hut und Stock: es kann, es kann nicht sein.

Nur einmal erschien Dick noch in dem Haus, wo er glücklich, o so glücklich zu sein gedachte – und schloß ab – schloß den Saal ab wie sein Glück, wie sein Leben. Das Mahl zerfiel auf den Tischen, denn was er nun noch lebte, war kein Leben mehr: es war Schmutz und stiller, wilder Grimm, der zu hohen Jahren kam und seine tödliche Feindschaft gegen alles Behagen und jede Nettigkeit des Lebens, gegen Bürste und Wasser noch im Testament äußerte. So lange das Haus besteht, darf da unten nicht reinegemacht werden.

Exotisch

Sie schaukeln. Der Papagei im Ringe. Die Miß in der Hängematte.

Er: »Good morning, my Lady!« Sie: »Take it!« Und Papchen nahm behutsam sich vorbeugend und mit seiner dicken ungeschickten Zunge rollend den Zucker von ihrer roten Lippe.

Dann wieder ein Blick ins Buch. Bald fiel es achtlos auf den Bowling Green, den der schwarze Tom dort hinten mit der Gartenspritze besprühte.

Die feinen Hände hinter den schwarzen Flechten, sah die Miß durch das Gezweig in den stark blauen Himmel. Eintönig plätscherte irgendwo ein Springbrunnen. Von den Feldern her schallten närrischgutmütige Negerweisen. So einsam, so wohlilig, so –

Die Miß gähnt und langt langsam das Buch wieder herauf. Sie setzt die Hängematte in stärkere, fast in zornige Bewegung.

Japanische Schmetterlinge

Es muß eigentlich ganz nett sein, sich in Schmetterlinge zu verlieben. – Unsinn – Kein Unsinn!

Wärest Du dabei gewesen! Ich sagte Dir ja, geh mit.

Aber nein, da mußte das Herrchen durchaus zu den Ringkämpfen. Mir knacken alle Rippen im Leibe, wenn ich nur daran denke: an die Abs II, die Ali und wie die Champions alle heißen. Anders mein Fritz Stöber.

Indes: la femme le veut, Dieu le veut.

Sein Verhängnis will es so, die blonde Minna, sein würdiges Verhältnis.

Ich weiß nicht, was an dem Mädels daran ist. Er aber dreht die Augen wie ein kalkuttischer Hahn, wenn er eine neue Henne seines Schlags schaut, wirbelt die Daumen umeinander wie ein würdiger Dorfpfarrer, wenn er sich von einem Bäuerlein seiner Gemeinde sein Hauskreuz klagend läßt und so sich der wohlthätigen Einrichtung des Zölibats, der mütterlichen Fürsorge seiner Kirche so recht bewußt wird – so mein Freund.

Versunken in seine unerklärliche innere Seligkeit flüstert er, nein, er haucht: »Ich sage Dir, Peter, das Mädchen hat Dir eine Tugend. Da kannst Du machen, was Du willst.«

Mag sein. Etwas Gutes muß ja jeder Mensch wohl an sich haben. Nur das Eine begreife ich nicht, wie man auch nur den Schatten eines Wunsches in sich verspüren kann, ein solches Bollwerk der Fadheit, eine solche Prämie der Enthaltbarkeit, diese duft- und farblose Tugendrose brechen zu wollen. Allerdings... eine Eroberung... der Schrecken aller Schrecken.

Hoffentlich also erhört sie ihn nicht.

Also, man ging mit seiner Minna, mit ihrem langweiligen Namen und ihrem noch langweiligeren Haar und

der so gähnend schleppenden Sprache, die für gewisse Leute etwas Verlockendes haben soll.

Ich aber, Freundchen... Die Adresse habe ich mir doch aufgeschrieben? Ja, ja, da steht sie: Geishahäuser Senbotai und Sumiya in Tokio.

Und wenn mein Stück einschlägt diesen Herbst; dann heidi: auf nach Japan!

Du kommst mit.

Wie er schmunzelt.

Arme Minna, Friedrich wird ungetreu. Und in ihren rührendsanften Kälbchenaugen wässert es...

Arme Tugend, einsam wirst Du welken, niemals mit dem Laster mehr Dich unterhalten. Deines Daseins letzte Freude ist dahin, ist dahin.

Wie sie sich freuen werden: Fräulein Ito Amori, Fräulein Haru Nakasima, Fräulein Yei Mayeda, Fräulein Cho Kono, Fräulein Sumi Saito, dieser Hauptracker, und ihr Schwesterlein Wakataro Saito. Endlich Tama Susekindchen – nein Susuki – und Kimi Uyesugi.

Das klingt anders als Minna. Ganz faltermäßig, nicht?

Ich rieche ihn schon, den grünen Tee, den sie uns in Schalen kredenzen werden, so zart, daß man fürchtet, sie zu erdrücken, gerundet wie der köstlich-heilige Busen der Aphrodite. Wie er duftet, wehmütig fein, wie edle Äpfel, wie Caviar blancs, die bei einem Bauern lange auf einer Strohschütte im kühlen, grüntapezierten Fremdenzimmer liegen.

Auch sie duften so artig. Ihre zarten Backen. Fromme Äpfel, in die man um alles in der Welt nicht hineinbeißen, die man immer nur streicheln, streicheln möchte.

Wie freundlich sie dahocken! Wie ihre schwarzen zagen Sonnen zu strahlen wissen nach der dritten Tasse Tee, das heißt, wenn Du etwas Rum hineinpraktiziert hast. Dann kommt Leben in ihre wehmütige Artigkeit. Die zu Anfang gehorsam hingenommenen Küsse nehmen teil, bekommen Farbe.

Und sie tanzen uns vor.

Fräulein Sumi selbst reicht uns die Servietten zu diesem Mahl von Reigengerichten: Seidenpapier, bedruckt mit Reihen von fremdartigen Zeichen, umsäumt von Darstellungen voller abenteuerlich zusammengestellten Lebens: eine kühnzarte Farbenorgie. Wir küssen der Geberin die Hand: ein freundlich schelmischer Strahl der nun so warmen schwarzen Sonne dankt.

Freilich könnte man in Berlin die russische Konzertkapelle Alexandrow dazu haben mit ihren strengbärtigen Männerköpfen über scharlachroten Henkerroben, mit ihrem Bogenzauber, diesem Teufelskerl und Hexenmeister von Primegeiger, diese Kosakentänze, unermesslich schwermütig: Mütterchen Wolga, Roßgerase, Zügeldruck, Halt!

Dann die Zigeunerweisen, wie sie alles auskosten, wie sie in alles innig leidenschaftlich ihre Seele legen. Dazu der merkantiltfrohe Amerikanismus, der rüstige Industrie- und Freiheitsmarsch Susas. Wie herrlich wäre das! Aber Bäume sollen nicht in den Himmel wachsen.

Asazuma heißt die Nummer. Die kleinen Mädchen mit Tiaren auf so hoch wie sie, Tamburins in den Händen, schwere Dalmatiken über den zarten Schultern: eine getanzte Papstgeschichte, lauter Päpstinchen Johannas.

Wie ein getanztes Märchen drollig würdig bewegen sich diese puppenhaften Geisterchen zum eintönig klagenden Summen ihrer langhalsigen Shimsen. Kommt der Hanagatori, der Schmetterlingstanz, worin sie feierlich bakchantisch wie blumendufttaumelnde Falter sich selber tanzen mit ihren wie angewachsene Schwingen lebendig spielenden Fächern. Und so mancherlei: Do–Dsiodsi – Ballreigen – Kaza Odori – Schirmtanz – Kappore Ernte und Hara-Hara, der Schelmentanz mit seiner drolligen Gelenkigkeit, seinen merkwürdig fortschwimmenden Handbewegungen. Dann im Gaissan-Adori – im Siegesfestanz – werden sie uns zuliebe kriegerisch orgiastisch

und schwingen bundesgenössisch deutsche und japanische Flaggen; die japanischen erinnern mit ihren ominösen drei Kugeln an Londoner Leihhäuser, in deren einem der einzige Siegelring, den ich je besessen, sein vorzeitiges Ende fand.

Wer weiß: vielleicht auch einer Geisha wegen.

Der Irisi, Frühlingstanz, treibt sein anmutiges Spiel mit einem Strauß. Am ausgelassensten aber gibt sich die Schelmerei der kleinen Mädchen im Chinonkina mit Nasu-Kabe, einem recht schnellen Tanze, der wie die italienische Mora wechselnde Fingerbewegungen vorschreibt: Jeder Fehler wird mit Pfändung eines Kleidungsstückes bezahlt. Also eine Art Wattedusten. Die Gepfändete kann nur durch eine gut gelungene Mimik wieder zu ihrem Besitztum gelangen. Wie die Habichte stürzt man schöner Begeisterung voll sich auf das arme Hühnchen, das es in was versah. Das aber half selbst und drehte sich wie eine Töpferscheibe, um vollständig entwickelt zu werden, bis die endlose violette Binde in der Gefährtin Hand verblieb und gab den Gewanden, die nicht weichen wollten, noch einen Ruck mit.

Die Moral der Geishas: eine ethnographische Streitfrage – wir gehn sie lösen. Das ist wichtiger als die Tugend einer Minna.

Meinst Du nicht, Fritzchen?

Banger Traum. Karma

Das ist vollzogen, Basalt. Geronnener Ursturm. Gegend fremdeigen. Rötlich umbuscht, bestimmt, fernzitternd Geleise eines Waldwegs. Wohin? Das soll Kindererde sein. Heimat: Mehr als die besondere Heimat. Die Besuchsheimat, meines Vaters Dorf. Ein Etwas folgt mir. Ein Ochse vermutlich. Stumm. Mein Ahnen spürt Hörner über der Beuge.

Ein Kärnerfuhrwerk. Breitachsig vertraut, ein Ungefähr, ein mitbekannter Heimatling.

Das sichert.

Und ich sehe mich um, angemutet. Und dieses lange Untier hinter mir, ein erster tiefer Blick überzeugt mich: es ist kein Ochse. Eine Kuh.

Und Kühe ruhen. Sehr lange Kühe. Ruhende Vorgebirge, sage ich, immer dichterisch.

Und dann bin ich wo zu Haus. Zugleich wohl. Wenn der Geist allein zu Hause ist, der Weltumtaster.

Ja, der Weltumtaster.

Diese Stube, hell schräg. Und so ungewohnt. Mein Zimmer. Mein Ich. Aber fremd so. Fremd umkrustet, eingekrustet. Undurchbrechbar.

Eine dunkle, schwertiefe Umhausung, eine Seelengefangenschaft, eine Hineingeronnenheit aus einer langsam wild seltsam verlorenen Wunderseele.

Und keine Tür. Eine verdeckte, langsam erworbene Enge. Bewandtheit, Beengtheit; wie helles Glas. Sogleich setzt braun, neu deutlich, regelgliedrig eine Treppe an. Hinab. Fenstergebälk, frisch, eng, bestimmt.

Kinder. Zwei wohl. Eigene. Mit sich beschäftigt in Kleidern die Hausfrau.

Um mich so ein fremdspöttisch kluger, anders urteilender, feiner, kleiner Vetter mit spitzer Sprache. Die können so gucken, die sind nah dazu und weit genug. Der

erklärt mich hinein im Zwang, wo er frei zu Hause, wo
ich mich gewöhnen muß.
Und meine Schuhe. Groß. Gelbbraun. Staubiges Leder.
Wie Heide sieht es heraus.
Nun sehe ich auf die Sohle. Die fehlt ganz.
Und wichtige Schriften von mir überall. Kinder haben
damit gespielt. Zerrissen. Was mag wohl noch da sein
davon.
Das drängt müde, bewegt sich auf mich zu von allen
Rändern. Ich bin verdammt. Ich dränge und hebe mich
auf und presse ein Gebet gegen die Decke – und bin
noch in der Wirklichkeit, die noch nicht geronnen, der
noch immerhin irgendwie gestaltbaren Wirklichkeit.

Darum

Es gibt einen Tag, da fragt man sich: »Was haben die Bäume wohl?«

Es ist ganz ruhig. Sommerlich liegt die Flur, noch dicht sind die Wipfel. Da muß ein Gespenst durch die Natur gehen. Nach allen Seiten beugen die Bäume sich. Gewinsel, fast der Schrei einer menschlichen Angst.

Nun bewegen sie sich auch länger eintönig fort – wie die Juden in der Synagoge. Dann kommt der Herbst noch lange nicht. Ein Tag wie der andere: sie spinnen sich hin in der Korpulenz der langsamen Abschräge, des während der Gewohnheit sich verlierenden Lebens.

Noch lange kann alles unverändert bleiben. Tag für Tag wandelt behaglich über die Fluren wie ein Eigentümer über sein Grundstück.

Aber die Natur wird nicht mehr froh. Sie leidet, leidet seit diesem Tage. Ihr widerfährt noch nichts. Alle Blätter sind noch grün. Sie lärmt nicht.

Ich besuchte einen Freund. Er war aus auf seinen Kalkwerken. Ich konnte mir denken, wie er dort umherging: von der roten schwitzenden Stirn schob er die graue Mütze zurück, um sich geschäftig zu krauen, wie man das gewöhnlich tut, über der linken Schläfe.

Er dachte dann lange, sah sich um, sprach ein wenig und ging dann weiter mit steifen, unten ausschlenkernden Schritten, die kleine Steine häufig aus dem Weg schleuderten.

Lauchartig riechende Gase mit dem graudurchsichtigen Rauche gleich den gesprenkelten, gleichsam plattgeschlagenen Flaschen, welche die Jäger so gern haben, stiegen aus den weißglühenden Kalkmassen.

Wie schwere Lastknechte, die Hand auf dem Gurt, standen die braunen Güterwagen auf dem Zweiggeleise und ließen sich beladen.

So empfing mich denn seine Frau. Müde, feierlich und fremd ruhte das Dorf. Denn hier war das Gut, und davon ist ein Dorf getrennt wie ein anderer Stand. Der Stand eines anderen Lebens. Einige Tauben flogen vom Dorfe ab und setzten sich blendend auf die sanft eingewölbten Scheunendächer. Sie fühlten sich hier mehr in ihrem Elemente.

Friedlich träge stand noch das Kaffeegeschirr. Um mich hatte ich die Kinder, die sich schnell mit mir befreundet hatten; eins hatte meine rechte Hand gefaßt, das andere die linke und ein drittes saß auf der Fußbank vor mir. Es hieß auch Maria. Ich aber war nichts weniger als ein Christus.

So ein hohler, blauer, fester, gleichsam gebauter Tag, wie der Sommerherbst sie hat.

Er scheint so leicht einzuschlagen; die Gewitter tun das auch, schlagen ihn ein.

Alles erscheint so nahe, so derb heran, aber auch dem Bruch so nahe.

Über die grünen Formen des Gartens ging das schwarze Gesteck einer Eisenbahnbrücke. Dahinter kletterte eilig dünnkittliger Buchenwald hinan. Wir sprachen ganz heiter, langsam, lebenbeschauend.

Da, ohne Anlaß, mit einemmale ihr Gesicht ganz bestürzt von Tränen. Wo sie hergekommen waren, wußte man nicht. Dann war es auch vorbei. Sie hatte nicht einmal geschluchzt. War wohl selbst bestürzt davon. So sehr hatte sie ein tiefer Grund, der Grund der Vergänglichkeit, das Leid der Welt geregt.

Bestürzt sahen die Kinder auf. Ich aber fragte nicht. Dem Reisenden sieht der Tod ins Gesicht. Ihr Mann hatte wohl nichts davon gespürt. Auch ich habe bis nun kein Zeichen weiter vernommen.

Die Schuldige

Eine ängstlich flüsternde Spannung. Die Richter haben sich fortbegeben.

Wie werden sie nun die Waage halten drinnen, die Waage, die immer so viel schwerer lastet, als auf der andern Seite darin ist. Wer ist die Schuldige?

Ein gar junges Blut. Kaum älter als siebzehn Jahr. So jung noch und schon so verdorben?

Und doch, der hier sollte man doch nichts Böses zutraun.

So unglücklich, so bis tief ins Leben zerrissen, sehn nur Unschuldige aus, die irre werden an der Welt und fast, fast irre an sich selbst.

Das sind die Opfer der Justiz.

Die eigentlich Schuldigen sehn meistens weniger leidend aus.

Sie haben sich schon früher mit dem Gedanken vertraut gemacht, er hat sie nicht überrascht.

Und dann, so seltsam das auch scheint, so stellt doch die Aussicht auf Sühne das innere Gleichgewicht wieder her. So recht von Herzen schlecht ist die Menschennatur nicht einmal.

Man müßte nur den Zugang zu ihr finden und alle die seit langem, langem vielleicht schon vor der Geburt aufgehäuften Schädnisse beseitigen. Und diese hier?

Was könnt's denn auch gewesen sein? Brandstiftung?

Es gibt mannigmal so seltsame Wallungen, besonders in der weiblichen Natur, für die kaum eine Erklärung zu finden ist. Oder hat sie vielleicht ihr Kind, das in selbstvergessener Stunde empfangen, wieder der dunklen Nacht übergeben, aus der es erwachsen, eh' es seinen Lebensweg, den Weg lebenslänglicher Schande für sich und die Mutter anzutreten vermöchte? Nein, dann ist die Seele verheerter, umso greisenhafter verheert, je größer

die Jugend war, in die die voreilige Mutterschaft hineinflie. Oder hat sie vielleicht bloß gestohlen? Er-tappter Diebstahl hat immer so etwas Dummes, und rührend sind die Züge der Kleinen, herzergreifend, aber nicht dumm und nicht gemein.

Warten wir also die Entwicklung ab; sie müssen ja bald wiederkommen.

Da sind die Richter wieder. Sie setzen sich und bedecken ihr Haupt. Die Justiz hat wohl das Zutrauen zu sich selbst verloren, als sie zu der alten Tracht zurückgriff: Kleider machen Leute.

Ihr Aussehen weissagt nichts Gutes.

Zwei Jahre Gefängnis.

Die Verurteilte bricht zusammen. Sie ist eine Sache geworden, die den Lauf der Welt, die gegen sie, nicht mehr versteht.

Der Gerichtsdienner winkt, sie folgt, willenlos folgt sie wie eine nachgiebige Sache.

Jede Federkraft in ihr ist gebrochen.

So steht sie auf, so verläßt sie den Saal.

Und was hat sie verbochen. Sie hat gewohnheitsmäßig Schweinefressen entwendet, es dem Mastvieh entzogen und es ihrem Vater zukommen lassen, der vor erreichter Rentenfähigkeit von Kräften gekommen war.

Schüchtern hatte sie die Stube des gnädigen Herrn geöffnet, als ihr Fritz, der Lakai, die Erlaubnis des Herrn dazu überbracht.

Der berührte grad den elektrischen Zündapparat, der auf seinem Schreibtisch stand, eine schlanke, blaue Flamme stieg empor und entzündete die Regalia.

Beim Eintritt des Mädchens erhob sich der Herr Kalbschädel von Schweinshausen und kam auf das Mädchen zu.

Die Zigarre hatte er in der Linken, mit der Rechten faßte er den vollen, roten, mit goldenem Flaum bedeckten

Oberarm des Mädchens. Das aber entriß ihm heftig den Arm: »Lassen Sie mich, Herr Baron!«

»Verzeihen Sie, gnädiger Herr!«

Der aber in seinen tiefsten Empfindungen beleidigt und zurückgestoßen, herrschte sie an:

»Was soll es also?«

Das Mädchen sammelte sich an den Enden ihrer Schürze: »Ach Gott, gnädiger Herr, nehmen Sie's man nicht für ungut. Ich habe mir nichts gedacht, ganz wahrhaftig nicht. Aber mein Vater. Es ist nicht zum Ansehn. Er ist so 'runter von seinen Kräften. Und nun nix als die paar Trüffel. Wenn der gnädige Herr vielleicht so gut sein wollte und erlauben, daß ich ihm als was von mein mit nach Hause nehmen darf. Ich will auch weniger essen dafür.«

Der Baron hatte sich wieder gesetzt und zog an seiner Zigarre: »Dein Mittagessen? Davon kann gar keine Rede sein. Es ist mein Mittagessen. Das geht mir ein für alle Mal nicht. Das würde eine nette Wirtschaft werden. Eine nette Zucht würde das sein.

Nee, meine Deern!

Das Mittagessen ist mein, und ich gebe es Dir, daß Du's in meinem Dienst verwendest und dafür arbeitest.

Und wenn Du weniger ißt, wird auch die Arbeit schlechter. Und daß Du mir auf's Vieh paßt.

In zwei Monaten haben wir Kreistierschaufest, und da will ich keine Schande einlegen mit meinen Schweinen.«

Das Mädchen ging. Ohne Gruß, so niedergeschlagen war sie.

Das Tierschaufest war: nichts, und wie sahen die Dinger aber auch aus. Und auch das Rindvieh hatte nur eine ehrenvolle Erwähnung bekommen.

Daß Dich das Donnerwetter!

Und ganz sicher wäre Trine entlassen, wenn nicht die böse Fabrik in der Nähe gewesen wäre, der alle Leute zuliefen.

Das hatte auch der Hofmeister gesagt:

»Ist alles ganz gut und schön, Herr Baron; aber ich wüßte upstund keine, die wir dafür wieder kriegen könnten.

Was eben kann, läuft in die Fabrik.«

Schließlich aber hatte er seiner liebenswürdigen Gesinnung, für die ihm erst das Mädchen so dankbar gewesen war und alle Strümpfe gestopft hatte, so unzweifelhaften Ausdruck gegeben, daß Trine wie früher dem Baron gegenüber, so auch hier sich hinreißen ließ und den Zudringlichen zurückstieß. Damit verlor sie ihre letzte Stütze und gewann einen unversöhnlichen Feind, der fortab nur nach der Gelegenheit spähet, wie er ihr das heimzahlen könnte.

Nun lag er auf der Lauer und erwischte sie, wie sie am Schweinetrog eine grüne Kanne füllte.

Triumphierend lief er zum Herrn.

Mein Brautfuchs. Arabeske

Wildfang! Aber es steckt Rasse darin. Emanzipationsnärin! Ihr Mangel an Weiblichkeit stößt mich zurück, und doch kann ich nicht von ihr lassen. Aber sollte sie denn wirklich in diese Verbindung einspringen? Die männliche Jugend soll austoben, da steht der Schmiß gut, sie soll erfahren, und da ist ein Kater dienlich. Aber das Weib wirft seine Waffen fort, wenn es die Grazie abreißt, tobt und tollt. Ein Mädels mit einem Schmiß zieht sich selbst einen Strich durch seinen Zukunftsaufsatz. Jede Schneidernaht des Lebens, jede Schmarre trennt diese holden, törichten Geschöpfe von ihrer heißersehnten Bestimmung.

Diese Eltern! Ich begreife sie nicht. Wie ein Junge, mit festem Schritt, tritt sie ihrem Vater vor die Augen und bittet ihn um eine Zigarre. Und der – Verblendeter, wie magst du nur? – zieht seinen Köcher, sie wählt, er gibt Feuer, und sie zieht, wahrhaftig, sie zieht kräftig an und bläst energisch den graublauen Qualm über die roten Lippen. Dann greift er sie in ihre kurzen Locken, die förmlich knistern, daß sie die weißen Zähne zeigt, und sagt: »Stephan, Junge, bind dir aber erst die Hose zu!« Und sie lacht, sie lacht. – O Weiblichkeit! Aber dabei immer dieses apfelrische Gesicht, dessen straffe, reife Haut von Gesundheit förmlich rau ist, gesprungen wie ein guter Apfel. So ordinär und so reizvoll! Der Page Leubelfing in der Conrad Ferdinand Meyerschen Gustav-Adolf-Novelle muß so ausgesehen haben.

Studierstube und Kinderstube. Dazwischen wechselt sie. Aber nicht etwa um die Kinder zu beaufsichtigen. Man höre: Ein ganz außerordentlicher Lärm heute, obgleich es mir ein Rätsel ist, wie der bereits gewohnte Lärm doch noch überschritten werden konnte. Wie ein reines Baby saß sie auf dem Wachstumdiwan, der mit seinen vielen

unter die Rollen verlaufenden Falten, die zum größten Teil ihren Lack eingebüßt haben und wohl dem Mißbehagen entstammen mögen über all die Unarten, die sich auf ihm abspielen, Kinderstuben so eine eigentümliche Stimmung gibt. Vorherrschend der deutliche Farbengeruch der letzten Arche Noah, der grüngelockten Bäume und der roten Trompete. Dazu die milden, guten Glaskacheln des gemütlichen hohen Ofens, die wie Flittergold grünlichgelben Türen, hinter denen die Milch gewärmt wird. Ein porös gutmütig knolliger Schwamm, der an eine schnurrende Katze erinnert. Wie kenne ich das noch! Auch ich wuchs hier mit auf, denn das Vaterhaus fehlte mir früh. Da saß sie, die Dame. Die Beine unter sich. O Erziehung! In der Linken hielt sie den Leipziger Comment ihres Bruders, und mit der Rechten schlug sie seinen Schläger auf den weißen, mürbege-scheuerten, fugenweiten Kindertisch. Hinter ihr hatte sich eine jüngere Schwester lazzaronimäßig hingeflegelt und sah mir gedankenvoll aufgestützt ins Gesicht. Die Rangen krächten vor Vergnügen, und der Kleinste, das »Nestküken«, wie in einem mir bekannten Damenkreise Fräulein Werntuch als Jüngste bei einem Alter von fünfundvierzig Jahren heißt, der schlug mit seinem Löffel auf den Tisch und sah ganz verzweifelt fröhlich drein. »Fuchs, spinne!« rief sie jetzt dem Galgenstrick Eugen zu, der sich abwechselnd an Ohren und Nase zupfte und mich dabei unverwandt ansah. Als ob seine Visage nicht so schon konfisziert genug wäre! Der trank nun ernst aus seinem Milchkaffeebecher, bis sie ihn erlöste: »Geschenkt!«

Das verspricht aber eine Mutter zu werden!

»Was hältst du von dem transzendentalen Realismus?«

behrte sie mich. Ich fühlte mich beschämt, von einer solchen Göre geduzt zu werden.

»Fräulein Stephanie!« antwortete ich langsam. »Ich meine Ihnen bereits zur Genüge mitgeteilt zu haben, wie

wenig mich diese luftleeren philosophischen Begriffe zu erbauen vermögen, denen nur überspannte Köpfe Geschmack abgewinnen, weil sie dann glauben, sie verstehen etwas. Ein wahres Unglück mit diesem Reclam. Kein Grasaff, der nicht mal von Kant gehört! Eine Mark, und er hat seine Kritik der reinen Vernunft. Kein Gegenstand – und was für ein Unglück muß das erst werden, wenn Schopenhauer frei wird, der ein Temperament, und zwar das trügste, jammerhafteste, als Philosophie hinstellt, hauptsächlich aber mit seinem Stile ködert! Eben der Pessimismus verdirbt sich erst das Leben, denn die Anschauung zählt ebensoviel als die Umstände. *Ein* Schopenhauer genügt, um aus einem Eden eine Jammerkammer zu machen.« –

Ich fühlte, sie hatte sich längst von meinem Vortrage, der gerade anfang, mir Spaß zu machen, abgelöst, und deshalb wurde ich ärgerlicher. »Sie suchen in der Philosophie ja nur Phrasen zu wohliligem Stolze und eitlen Prunken«, fuhr ich fort. »Wenn Sie Ihre Sparbüchse mit Scherben füllen, dann klappert sie auch, ganz als sei Geld darin! Auch bin ich der Ansicht, es würde der transzendentale Idealismus nicht gerade unglücklich werden, wenn Sie etwas anständiger auf dem Sofa sitzen wollten.« »Bos«, – hieß ihre kurze Erwiderung. »Ochse«, verdeutschte der auch gar zu liebenswürdige Eugen, indem er mich bezeichnend ansah. »Weiter!« fuhr sie fort. »Also, wer paukt den Fuchs Fritz aus dem doppelten B.V.?«

Ich war nun nicht mehr vorhanden. Deshalb ging ich und dachte wie schon vor mir so manche antike Häupter, die eben weder Damen noch Emanzipierte kannten, über die Weibernatur nach –

Dieser Backfisch ist siebzehn Jahre alt, liest seinen Horaz und Sophokles, schwatzt von Rodbertus und schwärmt über Mainländers Erlösungsphilosophie. Ein heilloser Durcheinander, Chaos aller möglichen Bildungswelten, alles Anflüge, nichts zu Ende. Aber gerade dieses Ver-

kehrte wieder zieht mich an. Es ist so einzig. Sittsame Mädchen findet man genug. Aber so ein Sprühteufel ist rar.

Es ist beschlossen: sie tritt ein. Sie wird saufen, wird – ich mag es nicht denken. Auch los geht sie! Was habe ich nicht alles versucht! Bei der Eitelkeit wäre das Weib zu fassen, ist so ein verbreiteter Grundsatz. Ja wohl, andere vielleicht! Die häßlichen Schmarren! – »So gut wie Sie einen Schmiß haben, kann ich's doch auch, nicht wahr?« – Wer von uns annimmt, er habe hinlängliche Gründe zum Zanken, greift zuerst das »Sie« auf, bisweilen geht der andere darauf ein, oft auch nicht. Daher dieser buntscheckige Wechsel der Anreden.

Dieser verblendete Mulus. Sie hat nämlich kürzlich ihr Maturum gemacht und – was das merkwürdigste ist – auch bestanden. Am Gymnasium mit den Schülern zusammen. Wie die sie wohl angesehen haben, wie verhalten das war! Solch ein Unfug sollte doch wirklich nicht gestattet sein.

Ich will, ich muß sehen, ob das Unerhörte wirklich geschieht. Heute ist der Tag. Aus? Nun, wohin anders, als zu der schönen Versammlung? Das ist sie! Wie die Treppe knarrt! Dieser forsche Schritt gehört eher einem Corpsburschen an als einem Mädchen, das auch einmal Braut werden will. Mit frischen lebhaften Blicken tritt sie ein. Trotz all des Aberwitzes, wie lebhaft und kühl, wie rein und flott geht doch solcher Puk. Züchtiger wärest du vielleicht weniger reizend.

Sie hat keine Zeit mehr. In einer Stunde geht's los.

»Man hat mich nämlich zum Senior gewählt. Denk mal, Guido!«

»So, mit siebzehn Jahren?«

»Fräulein Rehrmann wäre dieses schöne Ehrenamt eher zugekommen. Die ist schon mehr als ein geborener Senior. Sie zählt gegen hundertundvier Semester und hört schon ins vierte Jahr das Kolleg von Professor Bodenius

über die Fundorte der Erze.« Ihr Bruder sprach mir aus der Seele, eine Affenschande. »Weißt du Fenn (Ferdinand), und wenn du auch hundertmal mein Bruder bist, sobald du dir noch einmal beikommen läßt, die Ehre unseres Corps (Gelächter des Bruders), ja Corps, anzugreifen, muß ich dich fordern. Das merke dir!«

»Gehen Sie mit?« wandte sie sich an mich. Denn ich hatte ihr meine heutige Mißbilligung noch nicht ausdrücken können. »Doch nein, es ist schade: Einführung männlichen Besuches ist nach § 8 ausgeschlossen. Kann aber vielleicht geändert werden. Werde Vorschlag einbringen. Doch es wird Zeit, entschuldigt!«

Und weg war sie.

Wie schnell das ging! Sie steht da in Wichs, Kanone und Cerevis.

»Wie gefall ich euch?« Der Bruder lacht. »Suppes ›Flotte Bursche!«

Ich war außer mir, sie begann gemütlich: »Du sprachst vorhin von der Rehrmann? – Ja, sie wurde auch in Vorschlag gebracht. Das hast du ganz richtig vermutet. Doch sie hat nicht so den Schneid. Einstweilen wählte man mich. Welche Ehre, nicht? Dafür wollen wir uns aber auch mal ganz gehörig was hinter die Binde gießen, mal so tun, als ob wir die Herren der Schöpfung wären. Mama, hast du mir saure Gurken und Hering herausgestellt in der Küche? – Ja, als das nichts war, wollten wir Fräulein Rehrmann, dieses bemooste Haupt, eigentlich gleich zur alten Dame ernennen, aber nein, sie will Fuchs sein. Nun, adio, Kinder und daß ihr mir ja recht vernünftig seid!« – »Gehen Sie, dann geh auch ich – für immer.« – »Ganz, wie Sie wollen«, antwortete sie und ab zur Kneipe. Kaum konnte sie unten sein, da hörte ich schon die Schusterjungen lachen, rhythmisches Wiehern begleitete sie, bis sie unserem Gehörkreise entschwand. Und Vater und Mutter standen am Fenster und sahen

ihr nach. Gar wohl noch stolz? Nun aber kochte, was noch nicht übergelaufen war.

»Was hast du dich immer mit hinein zu mengen? Dies Miterziehen immer ist ja allerlästigst. Ich meine, das hätten wir wohl nicht um dich verdient?«

»Ja, wenn hier überhaupt erzogen würde!«

»Darf ich bitten?« – Noch einmal wiederholte er es, und Herr de Witt sah mich so nachdrücklich an, daß ich es für geraten hielt –

Da stand ich auf der Straße. Das war so schnell gegangen, wie es bisweilen in der Trunkenheit vorkommen soll. Ich muß indes bemerken, daß meine Erfahrung auf diesem Gebiete keine sehr große ist. Nachdem ich eine Weile gestanden, ging ich langsam weiter. Ich hatte erst einige Schritte gemacht, da begegnete mir um eine Ecke Fenne, der Student: »Komm, kehr mit um!« Ich schlug aus und wanderte langsam in eine neue Verfassung hinein. Wie? Ich begriff das nicht. Aus dem Hause, wo ich aufgewachsen, seit dem frühen Tode meiner Eltern, wo alles so edel und schlicht war in seiner zwanglostiefen Freundschaft; denn es gibt Verhältnisse so edelrein, wie kaum eine Familie sie schafft, ungenötigte, freie Verhältnisse. So eins war das hier. Aber etwas Geistigsybaritisches lag doch darin; dieses Lockeraufgelöste bedingte einen Mangel an Zucht; man versank in Emanzipation. Etwas Positives muß denn doch da sein.

Überhaupt, je weiter zurück, um so altkluger. Mit fünf Jahren wollte sie sich nicht photographieren lassen, weil sie dann auf das Bild käme und da bleiben müßte.

Die ganze Erziehungsmethode hatte etwas Komisches in diesem Hause; ich mußte mal einen ganzen Topf Sirup ausessen, weil ich genascht hatte. O Welch ein Genuß! dachte ich mir und schnitt ein klägliches Gesicht, um die angenehme Strafe doch ja festzuhalten; doch es kam anders; auf Sättigung folgte der Ekel. Seit der Zeit war mir diese braune Masse zuwider.

Überhaupt alle Strafen hier machten mehr den Eindruck eines etwas zu weit getriebenen Scherzes, man tat's mit Neckerei und trug's mit gutem Humor. Und doch auch wieder: »Ist es gleich Tollheit, hat es doch Methode.« Wie oft hab ich Fanni nicht gesagt, wenn sie so mit Behagen an dem Siruplöffel leckte, sie würde noch mit Schnaps enden, wie ich diesen Verlauf auf dem Bilde im Schaukasten gesehen: Sirup – Champagner – Schnaps. Die dreifache böse Begehrlichkeit. Dann rieb sie sich die Hände an einem Küchentuche ab und war hellachend zur Tür hinaus. Allem Pädagogischen gegenüber konnte sie so verächtlich sein. Und wie oft kam sie eingebrochen, halb erstarrt nach Hause! Einmal bei Tisch – es war etwas spät geworden mit dem Essen, und die Schulzeit drängte – beteuerte sie: es wäre keine Schule, weil Sonntag sei. Und dabei verblieb sie nun, in wilder Empörung rief sie eins um das andere: es ist Sonntag, es soll keine Schule sein. »Es ist doch Sonntag?« fragte sie nun. Alle lachten, schüttelten den Kopf. Um so lauter beteuerte die Kleine, um dann in sanfterem Tränenfluß wie selbstverzweifelnd an ihrer Behauptung fortzuweinen, bis ein neuer Empörungsanfall sie erstockend überkam. Wir, ich und der Student, amüsierten uns köstlich, kamen zu spät in die Klasse und mußten nachsitzen. Froh und heiter lächelnd wie eine Hore, frisch und abgekühlt kam uns die Kleine entgegen. Eine gute Tracht Prügel hatte die Anspruchslose in diesen beneidenswerten Zustand versetzt, die hatte endlich ihr Begehren befriedigt. Überhaupt will mir scheinen, die physiologischen Launen, welche der, leeren, der Arbeit entbehrenden Kindernatur entstammen, finden nur so ihren natürlichen Abschluß, und es ist eine zwecklose Grausamkeit, für gegenwärtiges Leben den Kleinen diese natürlichen Befriedigungsmittel vorzuenthalten. Normale Kinder sind über Schläge nicht beleidigt. Ich bin für etwas Animalisches. Eine Erziehung ganz ohne Schläge, wieviel

ängstliche Hin- und Herwege erfordert sie nicht, dabei macht sie einen so schwächlichen, unverlässlichen Eindruck. Hofmeister, diese Ärmsten! Waschen sollten sie den Pelz, aber ihn beileibe nicht naß machen. Das Dienliche weiß der Volkssinn. Ich wollte, ich hätte regulär Eltern gehabt und Prügel bekommen. Mir wäre besser geworden. Das heißt die – an denen hätte ich doch nichts gehabt: andere.

Ja, die Russen, habe ich mir sagen lassen, nehmen dieses Allheilmittel mit in die Ehe hinüber und wenden es dort zu beiderseitigem Besten an. Ja, das russische Weib beschwert sich bitter, wenn ihr diese Medizin ungebührlich lange vorenthalten bleibt.

Ob diese lebensvolle Phantastik der Kindheit Gutes ansagt, spätere Arbeitsfähigkeit in ganz besonderem Grade? Bis jetzt hat sie nur bis zum Präsidium einer weiblichen Verbindungskarikatur geführt.

Nun kneipt sie. Jetzt kann sie bereits »begeistert« sein. Nun, diese jungen Mägen – abscheulich!

Am andern Tage – es hielt mich nicht. Alles so leichenstill im Hause. Nichts von dem gewohnten, allerdings eigenartigen, sozusagen gebildeten Lärm, wie er diesem Hause eigen.

Man hört noch nichts. Ich klopfte an. Die Mutter kommt mir entgegen. Sie sieht so gefaßt aus, so eingesunken wie Menschen, die unrecht gehabt haben und nun wortlos eingestehen mit ihrem ganzen Ausdruck, ehe sie noch den Mund geöffnet.

Der Papa aber hat sein Töchterchen, seinen Jungen an der Brust. Der herzlose Student aber konnte noch lachen: »Du, hat dir der Fuchs aber da einen Kater. Ja, ja, Schwesterchen!« Ich sah ihn erzürnt an: dem fliehenden Feinde muß man goldene Brücken bauen.

Und wieder ertönte ihre Klage, die mir durch die Seele ging: »O Papa, Papa, nie mehr, nie mehr! Das ist ja schrecklich!« Als sie meiner ansichtig geworden, barg sie

sich erst noch fester am Vaterbusen. Der hielt sie mitleidig. Dann aber hob sie sich, sah mich mit ernstem, kummervoll gefaßten Augen an: »Nun, ist es aus, nicht?« Das »nicht« war kaum hörbar. Ich aber breitete die Arme aus. Sie ließ ihren Vater und wankte zu mir. O Gott, wie bleich war ihr armes Gesichtchen. Sie schluchzte und schluchzte. Ich fühlte, wie mein Rock heiß und naß wurde. Ich strich ihr fortdauernd über die krausen Löckchen, die heute so traurig waren wie das ganze liebe kleine Mädchen und gar nicht knisterten. Sie waren mir fast unangenehm nachgiebig, so groß war der Kontrast. Endlich fühlte ich, sie hatte sich beruhigt. Da hob ich ihr Köpfchen: »O nein, nicht das, nicht das. – Ich bin es nicht wert.« Das bestärkte mich, ich strich die Geschichte dieser Lippen, die Erfahrung dieses jungen Lebens aus meinem Gedächtnisse und führte um so unnachsichtiger meinen Vorsatz aus.

Unendlich dankbar sah sie mich an für diese Rehabilitation. Nun wird sie ein Weib bleiben. Vielleicht zu sehr. Fast möchte ich es nun wieder anders.

Fräulein Rehrmann aber soll am andern Tag zum ersten Male das Kolleg versäumt haben zu großer Beunruhigung ihres Professors. Am folgenden Tage hat sie Band und Mütze zurückgeschickt.

Trotz des Verlustes dieser beiden Angehörigen, darunter sogar der Senior, die übrigen sind alle zum Katerfrühstück dagewesen – hat das weibliche Corps sich erhalten. Renommiert wie nie, säuft, hält große Hunde und geht los. Eine Burschin, der jetzige Senior, zeigte mir neulich den Zipfel ihres Stumpfnäschens, den sie als Andenken an eine glorreiche Mensur aufbewahrte. Sie studiert Medizin.

Nach zwei weiteren Semestern, wir rüsteten die Hochzeit, erhielten wir die Verlobungsanzeige: Fräulein Edeltraut Rehrmann, Professor Dr. Bodenius.

Diese Fundorte der Erze!

Das Mädchen und die Goldfische

Die Freunde der Maler haben manche Vorrechte. So auch die Freude an der schönen Nacktheit. Ihnen tönt nicht wie fernerstehenden Besuchern das bedauererweckende, das Gefühl der Zurücksetzung auslösende Wort entgegen: »Entschuldigen Sie, ich habe Modell.« Nicht wie andere brauchen sie einem Ort den Rücken zuwenden, der nun ein Paradies sein muß.

Indes man wird in der ersten Zeit, wenn einem die Sache noch zu neu ist, eine gewisse Befangenheit nicht los, die komisch genug wirken muß, da man sich bestrebt, sie durch eine übertriebene Unbekümmertheit des Auftretens zu vertuschen. Und man kann an sich selber die Beobachtung machen, wie alles Erröten nur Gewohnheitssache ist, denn während das blutjunge Ding auf seinem erhöhten sitzweichen Stuhl kaum Notiz von uns nimmt, schlagen wir bärtige Männer krampfhaft die Augen nieder und übernehmen Scham und Erröten auf unsere Kappe.

Endlich werden wir kühner, erheben uns mit keckem Entschlusse und suchen etwas: Streichhölzchen, ein Buch, kurz: irgend etwas, das einen Vorwand bieten kann zum Aufstehn und Umhergehn.

So stehlen wir uns diese weibliche Schönheit von allen Seiten zusammen, den Hauptüberblick hatten wir uns natürlich schon anfangs durch die Wahl unserer Niederlassung gesichert.

Und der boshafte Maler ulkt:

»Hille, Du siehst sie ja nicht mal an! Gefällt sie Dir nicht? Mensch, bist Du aber blöde!«

Und das Modell lacht in sich hinein über den keuschen Josef des Ateliers!

Oder wir kommen früher. Da rekelt sich ein Persönchen auf dem Diwan.

Sie wirft ungeduldig wie eine Schleppe den Saum eines zu weiten grauen Kleides von den rehbraunen kleinen Strandschuhen, die nun deutlicher daraus hervorlugen.

Sie hält ein Buch in der Hand, aber so verkehrt, daß man sieht, das Lesen ist hier Nebensache, das alles läuft nur auf die Haltung einer Weltdame hinaus, die die Kleine ungeschickt genug spielt. Dazu tut sie von Zeit zu Zeit einen hochmütig gelangweilten Zug aus ihrer Zigarette.

Bald löst sich das Rätsel dieser fragwürdigen Erscheinung auf. »So, nun wollen wir aber anfangen«, erhebt sich der Maler.

Der Zigarettenstumpf verqualmt im Aschbecher, und die Kleine beginnt unverweilt, in ihren Naturzustand zurückzukehren.

Stück für Stück fällt Kultur und Mode von ihr ab. Verstohlenen Lauschen und Schwelgen begleitet diesen Ausschälungsprozeß.

Nun, da der letzte Faden fiel, ist aus der ungeschickten Nachahmung der Dame eine Göttin geworden, die frei und groß im schlanken Adel ihrer Schenkel und Hüften dem Tische zuschreitet, auf dem Kissen und Decken gespreitet sind und der sie empfängt wie ein Altar.

Mit dem herniederhängenden Arme langt sie hinauf zu einer geleerten Flasche Schultheißversand. Und diese Pulle kommt auf die Leinwand als ein Gefäß mit Goldfischen, die glitzernd und glotzend in unablässiger Bewegung sich um den inneren Rand des Gefäßes herumschieben. Darauf ist ihr spielerischer Nixenblick gerichtet.

Nach ihr aber greifen, von der Sonne zart durchleuchtet, die gerippten Hände der Kastanienblätter, die sich strotzend und gleichsam verlangend der jugendlichen Frische des Mädchens entgegendrängen.

Auch auf dem Rahmen setzen sich die zartderben, brüchiggeknoteten Zweige fort mit Blattgrün im Hintergrunde und Sonnentupfeln darauf. In den vier Eckqua-

draten aber wiederholt sich das Goldfischmotiv. So das Bild!

Und in sich versunken wie ein Brahmane sitzt das Urbild da.

Noch zwei andere Maler sind da. Die Arbeitsnachbarn von rechts und links, die das Modell wie eine Sache von verschiedenen Standpunkten aus betrachten und ihr die beste Seite abzugewinnen suchen.

Denen dient die Kleine nur als Studienobjekt.

Selbstbewußt, in junger ruhiger Würde, ihres gesuchten und anerkannten, ihres vorbildlichen Leibes sicher, ein lebendiges Schaustück, setzt sich die Nackte dem Kreuzfeuer all dieser Blicke aus, die aus acht Augen kommen. Und die gelegentlichen Lobesäußerungen über Farbe und Form von Hals, Brust, Bauch oder Rücken sind nur geeignet, ihre Ausdauer zu verstärken.

Auch auf kleine Ausstellungen schweigt sie ungekränkt, weiß sie doch:

Jedes Ding hat seine Mängel,

Und der Mensch, er ist kein Engel.

Von Zeit zu Zeit gibt's ein »Rührt Euch!« Dann treten die Maler zur Kritik zusammen vor den einzelnen Staffeleien. Nun geht's zurück zum Modell. Sodann wieder zu den Staffeleien.

Und es wird verglichen, verglichen!

Nun läßt man die Arbeit etwas ruhn, man tritt an den Tisch und vertieft sich in die Einzelheiten dieses fast mustergültigen Leibes. Doch ist die Bewunderung nicht mehr so technisch, sondern losgelöst von der Arbeit, mehr rein menschlich, und die Kleine nimmt die Lobsprüche über ihre hüllenlose Gestalt mit derselben gütigen Gelassenheit, derselben dankbaren Selbstverständlichkeit, derselben Unbefangenheit entgegen, wie eine Dame der Gesellschaft ein Kompliment über ihr gutes Aussehen nach ihrer Rückkehr aus der Sommerfrische anhört.

Die Knie der Kleinen, die in drei Monaten ihren sechzehnten Geburtstag feiert, sind etwas blau angelaufen, sie fröstelt: so hüllt man sie in eine Decke, besorgt wie eine Mama.

Doch lange dauert das Stillsitzen nicht bei ihr. Dazu ist das Blut zu jung.

Man hat eine alte Pistole von der Wand genommen. Die sucht man mit aller Anstrengung zu spannen. Dann hält man sie ihr vor die Brust. Sie lacht, aber erschrocken ist sie doch, denn ihr ganzer Leib ist in wogender Bewegung, sucht der Gefahr zu entfliehen, was sehr anmutig zu sehen ist.

Nun will sie selbst abdrücken und holt ihre zarten Arme unter der groben, graugemusterten Decke hervor, die nun in komischem Gegensatz an dem verstaubten braunen, sonderbar beschlagenen, schwerfälligen Ding herumhantieren.

Lange bemüht sie sich vergeblich.

Endlich gelingt's ihr.

Sie ist ganz rot dabei geworden, nur die Unterlippe hat ein paar weiße Flecke eingedrückt erhalten, so hat sie die Zähne zusammengebissen, um ihr Vorhaben zur Ausführung zu bringen.

Nun legt sie ihrerseits auf die andern an, die sich in spielerischem Schrecken ducken und in allen Winkeln, hinter allen Vorsprüngen in Sicherheit bringen.

Sie lacht ordentlich blutdürstig. Knack!

Der liegt in seinem Blute.

Doch die Zeit vergeht, die Stunden wollen ausgenützt sein. Bald wird die Arbeit wieder aufgenommen.

Das sind so Kinderspiele der Kunst im Atelier.

Ich bin der Mörder

Motto:

Der Menschenblutduft lacht mir zu.

Aischylos' Eumeniden

Bekanntmachung! 300 Mark Belohnung! Aha! Ich glaube, Ihr sucht mich. Dreihundert Mark, zum ersten, zum zweiten und... Ich will noch etwas warten, vielleicht steigt mein Preis. –

Ich handle aus Menschenliebe. Wenn ich mich noch etwas verborgen halte, so wird mein Häscher reicher noch belohnt. Tut Gutes denen, die euch verfolgen. Ich allein bin ein Mann nach dem Evangelium. Und doch dieses Blut, das Entsetzen der kreischenden Dame... Und alles blieb so still, keiner hörte es. Gestern suchte man mich. Ich war in der Familie eines Freundes, zu dem ich öfters gehe. Der vermutet nichts. Wir machten die Fenster auf, legten uns hinein und rauchten unsere Zigarren. Einige Spaßvögel unter den Hunderten der breit wartenden Menge riefen:

»Da ist er.«

Gut, daß ich es weiß: das Äußerste, die lustig kitzelnden Schauer der Furcht oder der Heldengröße vielleicht: nachher, wenn es auf den frühen frostigen Hof geht mit den harten Gesichtern, welche die rächende, in mir beleidigte Menschheit vertreten. Bis dahin aber kann mir nichts passieren, muß ich genießen, ein Götterdasein führen. O, was muß ich kichern und ihr hört es nicht. Soll ich es euch sagen? Nein, nein, ich tue es nicht. Das möchtet ihr wohl, ja? Für Zeitungen? Wenn ich zu einer Zeitung ging und verkaufte es ihr? Aber – sie müßte es nicht wieder sagen. »Zerrissene, ins Grünliche schillernde Hose etwas reduziert! »Jawohl! Der Portier reißt vor mir seine bortierte Mütze tief ab wie vor Bismarck. Und die Brosche, die ich vor dem Haus des kommandierenden

Generals in Altmoabit weggeworfen! Ja, ich bin großmütig; das sollte auch noch jemand finden. Nur müßte er nicht so dumm tugendhaft sein und es abgeben.

Warum ich eigentlich den Mord beging? Eigentlich weiß ich es selbst nicht. Dann aber, weil alle Menschen, draußen die Straße, der ganze Stadtteil – auch in dem feinsten Haus ließ sich keiner sehen, nur die Kristallgriffe der Klingeln schillerten bläulich blöde – so dumm still waren. Auch das rote Gerichtsgebäude mit seiner dummen Gerechtigkeit oben auf dem Dach – das ging alles so alltäglich, an mich dachte keiner, da wollte ich denn ein bißchen Unterhaltung bringen, Ironie, die Gesellschaft amüsieren, eine Überraschung besorgen. Ganz diesselbe Stimmung, welche ich als Student hatte, wenn wir des Nachts um 2 Uhr über die Straßen gingen und alles so dämlich aussah. Das ärgerte mich dann: der Unfug kitzelte und bald brachten wir die Nachträge hinter uns auf die Beine. Das versetzte sie in Spannung, machte ihnen warm. Also werde ich wohl aus Gutmütigkeit gehandelt haben. Schade, daß man so wenig verstanden wird. Die besten Witze werden einem übel ausgelegt.

Die Aufregungen des Verbrechers, der gesucht wird, werde ich mir bis später aufheben. Erstmal das Geld verjuxen. Habe ich nicht der schlanken Spanierin in der Leitmeritzer Taverne auf heute versprochen? Gehen wir heute ins Schlaraffenland!

So, jetzt könnt's ja wieder aufs neue angehn, wir sehn ja wieder »reduziert« aus! Allerdings noch etwas anständiger als neulich. Ich muß doch eigentlich erst wieder auf dem alten Standpunkt stehen. Das gibt mehr Mut, Frische, Unumgänglichkeit. Jetzt würde ich es nur erst noch als Liebhaberlaune betrachten. Ob ich es wohl wieder so gut mache? Fast fehlt mir der rechte Ernst dazu, ich gebe

mich so lässig hin. Ich glaube, es wird Stümperwerk diesmal.

Nun muß es. Ich bekomme jetzt nichts mehr heraus. Einen lumpigen Anzug gibt es nicht mehr. Kinder schreien und Hunde heulen, wo ich mich nur sehen lasse. Ich glaube, diesmal habe ich es zu weit getrieben. Man wird schon vorher auf mich aufmerksam. – Auf einmal faßt mich die Lust, auf die königliche Bibliothek zu gehn und zu lesen. Ich möchte Albert Dulk so gern noch kennenlernen, ehe ich in die Unsicherheit meines zweiten Unternehmens trete. Mir sagt es ein Vorgefühl, wahrscheinlich hält es mich fest dann. Hebbels Judith, Hegel und von Hartmann, alles drängt sich so verlockend vor mich hin. Auch möchte ich Curtius und Lazarus wohl mal hören, Treitschke noch einmal und nein, Ranke liest nicht mehr, aber – ach Gott, diese sogenannten Verbrechen schwächen das Gedächtnis so, ei... he...i, wie hieß er doch noch, den ich meine? Dieser Historiker, Römer, Mommsen, aha Mommsen!

Und dann – ei »des Meeres und der Liebe Wellen« im deutschen Theater – das wollte ich immer sehen, aber wie ich das Geld hatte, dachte ich nicht daran. Rein vergessen. Und dann noch Messalina – eins, dann dieses Residenztheater mit Theodora und dann noch: Die kleine Herzogin – Baronin – War es noch mehr? Deutsches Theater, Königstädter-, Viktoria- und Residenz-. Das andere... Hülsenfrüchte überlasse ich andern. Aber dann die Museen, das alte, das neue. Schliemanns Ausgrabungen. Das könnte mich immerhin acht Tage oder länger hinziehen...

Nein, da dürft ihr mich nicht fassen. Diesmal noch nicht – um der Kunst willen: der Bildung müßt ihr mich lassen. Aushören erst will ich das klingelnde Heute, die

feinsten Gerichte kosten an der table d'hôte des Geistes! Mir ist alles Geist, denn ich bin ein Auserkorener, dem alles sich verfeinert. Nur habt ihr mir Hindernisse hingelegt, ich habe sie euch an den Kopf geschleudert. Habt Ehrfurcht vor mir, betet mich an, sag' ich, Bildungsmenschen – des Geistes wegen habe ich mein Morgen ins Ungewisse gesetzt. Tut es mir nach, Feiglinge ihr! Einmal muß man ja doch das Morgende lassen. Ich möchte immer die Bildung sehen, die Neuigkeiten der Erde, die nun Großstadt geworden. Flanieren mit empfänglichem Sinne jeden Tag vor dem Ausgestellten. Ich glaube, Aischylos steckt in mir, ein Geist, ein Dichter, ein Anschauer, der zu bejubeln, zu beklatschen und unter den Klassikern zu hegen ist. Wie kommt es nur, daß nirgends Anerkennung, daß alles so still ist und alltäglich und man mich beschleicht? Ich spüre es, sie sprachen von mir, brechen auf, in meinen Nerven wird es unruhig... O, wie spüre ich die Welt! Ich glaube, Feinheit ist schon ein Verbrechen. Nun, da ich doch einmal fort muß und das Glänzende, Gebildete sich weiter bildet, seinen innigsten Jünger doch mal eine Zeit im Stich läßt, nun, so ist es mir eigentlich gleichgültig.

Sieh, da hängt ja wieder das Rote. Es ist doch noch? Ja, und daneben das Grüne. »Mensch, friere nicht«. Goldene Hundertzehn! Da könnte ich ja gleich hingehn und mir einen Anzug kaufen für die dreihundert Mark Belohnung. Ja, wenn ich ein anderer wäre. Schade, daß sie sich darauf nicht einlassen. Haben auch kein bißchen Genie, diese Leute. Hat sich noch nichts gefunden? Das tut mir wirklich leid. Aber er muß doch wo sein!

Auf mich könnte die Hundertzehn auch ein Gesicht machen:

»Grumm, Grumm, Grumm, bring keine Menschen um, und willst du dich aufs Neu' versehn, so komm' zur goldenen Hundertzehn!«

Das Gedicht möchte ich lesen, ob sie wohl auf den Gedanken kommen? Ich könnte ihnen ja die Idee schreiben, wenn ich noch in der Lage wäre. Erstmal lesen! Ich weiß nicht, was mir diese Bafel so'n Plasier machen! Kein einziges Mal, daß ich an der Litfaßsäule vorbeigehe – ich suche meinen grünen Zettel. Nun und? Heute abend »Des Meeres und der Liebe Wellen«. Wäre es nicht möglich, auf zahmere Weise, als Paletotmarder? Ich weiß nicht, zu dem Kleinen habe ich nicht den rechten Mut, das kommt mir zu niedrig vor.

Ich glaube, ich glaube: unsere Zeit verdirbt mich. Ich bin sonst nämlich gar nicht so schlecht. Ich habe früher immer Gewissensbisse gehabt, wenn ich mein Abendgebet nicht verrichtete. Der Londoner Phrenolog in Ludgate Hill sagte mir, mein Gewissen sei Nr. 5, und das ist doch das höchste, was gewöhnlich vorkommt. Vielleicht hat er sich geirrt. Er meinte vielleicht den Mordsinn, daß der bei mir etwas – hochsitzt.

Daß die Lebenslinie bei mir durch jähen Tod unterbrochen ist, kann ich auch nicht finden. Kunst und Reichtum ist durchstrichen. Die Glückslinie gabelt auf Ehebruch hin. Ja, das ist es, ich bin eine so sinnliche, organreiche Natur. Mir sind viele Dinge, welche der reiche Esel nicht kennt, wie eine rote reife Frucht!

Sozialdemokrat will ich auch nicht sein. Was brauchen die Plumpen so viel Schnaps und Schweinefleisch, so viel Geld, wie ich für meine Feinheiten, das Aparte meiner zartfühlenden Natur? Nun, und Gewissen! Wer hat heutzutage Gewissen?

Ich bin die Zeit, die vielseitige, gebildete, nervöse Zeit von heute, nur etwas logischer, und eben darum, weil ich Philosoph bin und ihr zeigen will, wie sie sich erhalten muß, habe ich – einen Mord begangen.

Ich bin zu nichts gekommen, weil ich immer alles sah. Bei ihnen, den andern, meine ich, warf sich der Gedanke immer auf das eine: den Schnaps oder die Jura, die

Theologie oder die Konfektionneuse, und so waren sie zufrieden mit ihrem Lästchen und ihrem Berüfchen, das eine in dieser Hand, das andere in jener, und beißen dann abwechselnd hinein: Kinder, die in jeder Hand ein Butterbrot haben. Mir gefällt alles: die saftthäutige Traube, der grübchenvolle wollig frische Pfirsich, die porrig ausreifende Apfelsine –

Ich weiß alle Nuancen zu deuten: und zum Kunstwerk meines Lebens gehört – Reichtum. Und den muß ich mir so erbärmlich zusammenstehlen – eine Schande!

Für andere, die »verdienen« können, mag ja Entbehrung möglich sein! Ihnen setzt sich aus Verweigerungen und Gewährungen das Leben zusammen. In die Lücke von heute sieht die Füllung von morgen. Ich aber muß meinen Raub in Eile hinunterschlingen. Gefüttert mit Pasteten, die Tasche voll Bücher, ein Schauspiel vor den Augen, dann Mädels und Wein und gute Zigarren.

Diese Pfandleiherin! Wie sie so unnatürlich genährt ist. Alles schon gelassen, wie eine Maschine, deren Kessel sich speist von der Not; wie sie alles heranzieht, fast herrisch, hochmütig, als hätte sie ein Recht dazu! Wie sich da alles anhäuft, eine Mauer um sie her, in den Spinden, Bügeleisen wie abgeschälte Granaten, Anzüge und Kleider, Regenschirme und Fächer. Sie ist stumpf, stumpf wie ihr dummschnüffelnder Mops. Nichts Weibliches mehr an dieser formlosen Gestalt, eine grobe mißklingende Masse, deren Schall verkehrt ist: anders herauskommt, als man ihn erwartet, wie bei einer mißratenen Glocke.

Und dann ihre Tochter, die ihr hilft in ihrem muffig fetten Geschäft, so muffig fest selbst aussieht mit ihrem Busen und den engen Ärmeln, die sich in Ringeln aufschieben an den graumarmorierten Armen, mit den

dicken Lidern, so trüg und falsch, wie von tückischen Tieren. Auch deren Stimme hat bereits einen so unreinen Klang. Ich glaube, die verdirbt noch ganz und gar, wenn sie noch länger bei dem Geschäft bleibt. Ich kann nicht glauben, daß die höchste Vernunft Wesen hierzu bestimmt hat. Daher suche ich sie von dieser verkehrten Richtung abzubringen. Vielleicht kann ich die beiden ihrer Bestimmung wiedergeben, daß sie sich lieben, einander Mutter und Tochter zu sein lernen, wozu ihnen jetzt das Geschäft, in welchem sie steif nebeneinander stehn und sich bewegen, keine Zeit läßt. Auch das Essen wird nur noch wie in den Kulissen verrichtet.

»Mama, da ist jemand im Laden. Hilfe, Polizei!« Hättet ihr nicht ruhig liegen bleiben können, gleich wäre es vorbei gewesen. Nun muß ich euch mitnehmen. Buff, buff, alles still. Der Totschläger ist doch ausgezeichnet!

Ich weiß nicht, Ihr guten Romanschreiber, besonders Du, Freund Dickens, ich weiß nicht, warum es bei einem Verbrechen immer so melodramatisch zugehen muß.

Mit einer gewissen Ungezwungenheit muß es gehen. Das ist guter Ton. Es hat mir ordentlich Freude gemacht, so glatt ging es. Wenn die Leute nur etwas entgegenkommender wären. Aber man hat so seine Last damit, das schreit und sperrt sich. Gut, daß die anderen so vernünftig sind und es nicht hören. Wenn man einander nur verstehen wollte, so könnte die ganze Angelegenheit so ordnungsgemäß erledigt worden, daß jeder seine Freude daran hätte. Aber sie gehen auf die besten Intentionen nicht ein. Warum muß denn immer Gewalt dabei sein? Meine Schuld ist es nicht. – Nun hätte ich gern eine gute Zigarre. Schade, daß die Läden geschlossen sind, und

Bagatellen riskiere ich nicht. Ich arbeite nur im Großen. –

Gott sei Dank! Morgen wieder: »Des Meeres und der Liebe Wellen«. Wenn sie mich nur nicht packen bis dahin. Und dann dieses Grüne. Was hat die denn wieder? »Wacht!« Tausend nochmal, 15 Mark ein Paletot. Und ich habe 70 Mark – für diese paar Tage – ein Unsinn. Ah, da ist ja auch der rote Zettel. Bekanntmachung! Der alte noch? Was, da haben sie ja mein Neuestes schon gebracht! Wie das doch schnell geht. Diesmal wissen sie aber nichts, haben sie keinen in grüner Hose gesehen, vorn zerrissen. Rein gar nichts an der Hand, ob sie mich so wohl herauskriegen? –

»Die Räuber!« O, nicht viel daran. Hat kein Interesse mehr für unsere Zeit. Kenn' es auch schon. Da geh ich lieber in »Theodora«. Der Schiller hat eben keine Erfahrungen davon gehabt. So kann ich es dem guten Manne auch nicht übel nehmen. So lange ich es selbst auch nicht kannte – Aber in Wirklichkeit ist ein Mord doch viel freier, großartiger, ich möchte sagen edler und unbefangener, als man ihn so gemeinhin dargestellt findet. Es ist so etwas Heiteres, Hohes, alle Vorurteile Abwerfendes darin, was eben nur der Kenner versteht. Ich selbst möchte es gern dichterisch darstellen, aber man glaubte mir nicht, und glaubte man's, so würde mein Beruf bald meinem irdischen Dasein im Wege stehn, mich verhindern, ihn zu genießen. So sind dem Wohltäter der Menschheit wieder einmal die Hände gebunden. Man muß die tiefsten Gefühle für sich behalten, sie entziehen sich der Darstellung.

Und sah doch früher alles mit warmem, kräftigem Auge, und nun so kalt. Alles sieht darin so schief aus, so dürrftig und verzogen. Schön ist nur der Preis der Niederträchtigkeit, die vollendetsten Dirnen, den vollendetsten von uns Schuften! Der Mensch ist ein Krokodil, das abschuppt. Hietet Ihr seine Leimausschwitzung nur ein

Jahr lang zurück, ihr würdet erstaunen, wie es ihm ähnlich sähe. –

Der Mensch ist nun mal eine dumpfe Kreatur. Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? Man fühlt sich am wohlsten bei seinen Vorurteilen, und ist man aufgeklärt, so kommt es einem fast vor wie verkehrt. Als wäre man – wahnsinnig. Und hat doch gerade den hellsten Verstand. Das kommt: man kann sich nicht *mitteilen*. Und so muß man in Gesellschaft der Esel Esel bleiben. Man findet dann – keine Formen mehr: Die Gesellschaft mit sich erträgt man nicht, wird eitel, eingebildet und überspannt in seinem Vorrecht. Ja, wenn die menschliche Gesellschaft aus lauter Mördern bestände, man mindestens einen Klub hätte. Ich meine von richtigen, geistreichen, gebildeten Mördern, welche nicht allein Fachkenntnis hätten, sondern auch Sinn für die Feinheiten und Genüsse, welche ein Meistermord dem Kenner bietet, Verständnis und Sinn für die höchsten Aufgaben dieser Wissenschaft besäßen.

Überhaupt: Da könnte sich ein anregender Austausch der Meinungen zum Zwecke gegenseitiger Weiterbildung entwickeln. Aber leider, leider besteht die Mehrzahl der Mörder aus Flachköpfen, dumpfen, stumpfen Naturen, welche dazu gekommen sind, sie wissen nicht wie, ohne auch nur die geringste Kenntnis von der Sache zu haben.

Ich weiß nicht, ich fasse den Mord immer gleich künstlerisch auf. Ich habe eine *Idee*. Diese nun trachte ich zu verwirklichen auf die entsprechendste Weise. Mit überraschender Leichtigkeit! Dabei habe ich ein Gefühl, daß mir ein Hindernis fehlt, welches den meisten die schönste Entwicklung ihres besseren Selbst versperrt. Ich meine das »Gewissen«; ich erkenne diese veralteten ästhetischen Vorschriften im Tun und Vollbringen, im Können und Vermögen nicht weiter an.

Dieser Zopf ist mir ein Greuel und Gelächter. Ich reiße ihn herab und hebe mich heran zur Mutter Natur, der freien großen Mörderin, vor der nichts sicher ist, nicht einmal ich.

Und doch muß ich sie lieben. Aus vollem Herzen vergebe ich ihr das Unrecht, das sie an mir getan und noch tut; weil sie gar so groß ist und gewaltig. Ihr ahme ich nach als treuester Jünger und demütiger famulus.

Vor ihr bleibt nichts, sie mordet alles in übersprudelnder Geistesfülle. Und ich kann nur so wenig, nur hier und da, verstoßen, und bald fällt man mir in die Arme, entzieht mich meiner Kunst. Laßt mich los, ihr Herren, laßt mich los! Wehe, wer mir in den Weg tritt in der Erfüllung meines heiligsten Berufes! Dann kenne ich mich nicht mehr, ich handle in der Begeisterung, welche meine Seele hinwegreißt über die Satzungen des Täglichen. Und warum auch wollt ihr mich hindern, weil ihr mich nicht versteht! Ich sage euch, nehmt euch in Acht vor den Unverstandenen, denn sie sind es, nur sie allein, welche immer den widerstrebenden Erdball zusammengerollt haben zu einem Schemel ihrer Füße, auf den sie traten, wenn sie sich setzten auf den *Thron der Macht* –

Ich sehe ein Männchen hüsteln und keuchen und scheu umhersehn unter den Linden rechts und links. Ich wittere und wittere. Er hat's mir angetan. Ich folge ihm nach wie der Liebende der Geliebten. Nie lasse ich ihn außer Sicht. Auf der Börse bin ich hinter ihm und sehe ihm ins Buch, wenn er notiert. Im Orpheum – ich trage den Ekel um seinerwillen. Nichts so Schmutziges, nichts so Verschwiegenes und ich seh' es mit an – seinerwegen. Er kauft bei Asher, der alte Sünder, die Pall Mall Gazette. Ich mißbillige seinen Geschmack, aber bewundere seine Kenntnisse. Meine Bewunderung steigt, er kann englisch. Ich bin stolz auf ihn, meine strahlenden Blicke sagen es aller Welt, wenn ich hinter

ihm gehe, wie sein Lakai. Er streichelt einer Ballettuse die Wangen, er atmet stärker, – seine dürren Schläfenadern schwellen an – raschelnd wie dürres Laub, durch das eine Schlange huscht.

Er hustet, er kann die Erregung nicht mehr vertragen, sie schlägt ihm sofort auf den sympathischen Nerv. Ich möchte ihm den Rücken klopfen, sein Arzt sein. Sie aber richtet ihn zugrunde. Sie hasse ich, wie nur die Eifersucht hassen kann, die Löwin, der man ihr Junges geraubt. *Sie wird mein nächstes Opfer!*

Niemand weiß: Kostbarkeiten, Geld, nichts ist angerührt. Ich aber weiß, warum sie sterben mußte, warum ich nichts angerührt und meine Füße abgewischt habe, als ich ihre Behausung verließ. Sie trat zwischen mich und meine Liebe. Darum mußte sie sterben. Ihre Feilheit und Niedertracht war mein Abscheu, sie stand mir zu verworfen. Darum rührte ich nichts an.

Und wieder folgte ich dem Alten. Der war traurig, denn er hatte sie noch nicht genossen. Er schüttelte den Kopf: »Ja, ja, die arme Arabella! Was mag das gewesen sein?« Er aber wußte nicht, daß ich ihn befreit. Ja, er kannte mich nicht, kannte mich nicht, bis die Liebe mich trieb, mich, der noch nie in Botmäßigkeit gewesen, niemals noch fremdes Brot der Abhängigkeit gegessen, mich ihm als Privatsekretär zu stellen, den er suchte. Ich tat es billig, umsonst hätte ich es getan, ja gemordet und geraubt, um nur, falls solches verlangt, dafür bezahlen zu können.

Er schrieb und ich las, wenn er hinausging; er diktierte und ich schrieb. Ich sah verstohlene Reize bei der Toilette des Reichtums: aus schnellgeschlossenen Portemonnaiespalt Gold, aus blitzschnell geschlossenen Portefeuilles fremdartig aussehende großumgefaltete Anweisungen: zu groß fürs Portefeuille. Ich betrachtete den Arnheim wie mein Hochzeitsbett. Und doch war der alte Herr keusch mit seinen Reizen, keuscher als die kokettste

Soubrette. Ich aber liebte ihn darum nur mehr, immer mehr: wie man die liebt, welche sich der Liebe entziehen. Qualen der Eifersucht erdulde ich, wenn er mit seiner Donnerstagsgeliebten – er hatte sie jeden Donnerstag, mehr hatte ihm der Arzt untersagt, und so sehr er am Vergnügen hing; noch lieber war ihm sein teures Leben – in die mit blauer Seide gefütterte Badekarre, den Phaethon, stieg – Spitzen schäumten auf ihrem schwarzem Seidenbusen.

Qualen der Eifersucht, wenn er allein war und ein schelmisch souveränes Lachen sich hören ließ, das Besuchslachen, so lose und übermütig –

Dieses alles sehe ich zum ersten Mal, die Einrichtung gefällt mir und mein ist, was ich wünsche – dieses besitzergreifende, unterjochende Lachen, das besuchende Damen dort anbringen, wo sie ihrer Macht sicher sind – mit dem sie den Unberufenen zwei Sekunden lang so schweigend messen und demütigen können.

Ich wollte die Türe öffnen! Sie war verschlossen. Er rief: »Was wollen Sie?« Ich rief: »Ich habe Ihnen was Wichtiges mitzuteilen!« Langsam und mit mehreren Rucken, wie von mir abreißend, öffnete er. Er war auch in seinen geheimsten Stunden doch immer geschäftlich obenauf. Seine Liebe war eine Tasse Schokolade und das Geschäft die Schlagsahne darauf. Und die war reichlich, wie sie Kellner ihren Lieblingsgästen zu bringen pflegen.

Ich war sehr rot und stotterte, er sehr grob. Äußerst grob. »Machen Sie, daß Sie hinauskommen. So eine Impertinenz ist mir doch noch nicht –«

Weitere Worte folgten nicht. Noch nicht einmal ein vollständiger Satz beschäftigte sich mit mir, so viel war ich ihm nicht wert. Dann fuhr er fort: »Also dieses Collier hat Ihnen so in die Augen gestochen, mein süßes Kind, Sie kleiner Schäker, Sie?« Und er ging ihr – um den Bart, und zärtlich atmend, den Busen hoch aufhebend sah sie ihn an und ab, ab und an. Ihr Kinn

hat sie fromm gesenkt, wie ein flaumiges Vöglein sich tiefer senkt unter dem Fittich der Mutter, und biß sich erglühend, bangend, harrend in die rote frische demütige Lippe mit den engen kleinen weißen Zähnen. Ich aber knirschte auf starken gelben Zähnen hörbar und stürzte hinweg, denn ich konnte für mich nicht länger einstehn: Dann aber schüttelte ich die Hände wiederholt heraus, als solle ich sie abschütteln.

Er entließ mich. Dann ging ich des Abends vor seinen Fenstern auf und ab, ab und auf, so lange der Schein durch die gewölbten Fältchen der weißen Vorhänge schien –

Ja, grolle nur, ich liebe dich dennoch, verbanne mich aus deiner Nähe, ich komme immer wieder zu dir. Und singen hätte ich mögen, Serenaden bringen, so atmete meine Brust auf. Mir war, als sänge ich ohne mein Zutun wie eine Spieluhr, sänge lange schon, wäre nur taub, könnte es nicht hören, und blutete mein Herz aus gleich einem Minstrel.

Doch nichts wird einem vergönnt. Kaum bemerkt die mißgünstige Welt, daß man ein Vergnügen hat, so ist sie ja auch schon darüber aus, es zu zerstören. Man hieß mich die Promenaden auf dem Straßensteige unterlassen. Wie? Ich sollte meinen lieben Alten nicht wiedersehen? Nun sah ich, es blieb kein anderes Mittel als Entführung. Und da ich voraussah, denn wie mein Herz, so hebt sich mein Geist, ich bin nie verblendet, da ich ganz deutlich wußte, er würde nie darin übereinstimmen, so ließ ich diesen Don Quixotischen Plan von vornherein liegen und schritt zum zweiten. Denn alle Liebenden, welche das Ziel ihrer Wünsche nicht erreichen können, suchen sich dasselbe – im Tode zu sichern. Da ich ihn aber mehr liebte als mich, mehr als sonst irgend jemand auf der Welt ihn zu lieben vermochte, denn ich habe zu allem die besten Organe, beschloß ich, mich seinem Gedächtnisse und dazu mir das Leben zu bewahren.

Ich stieg wieder hinan die Stufen, die ich so schmächtig hinabgestiegen war vor einiger Zeit. Hinan stieg ich wie der Tod hinansteigt, der durch die Riegel tritt. Durch die Türen schritt ich wie der leise Sonnenstrahl hindurchschreitet, der verstoßene Mondesstreif. So erhaben und elementar schreiten nur ein die *natürlichen* Dinge –

Er schlief. Ich schlich zum Lager und leuchtet ihm ins Gesicht mit dem Wachsstock, an dem er seine Zigarre anzündete und dem Siegelack erweichte beim Petschieren.

So etwas Frommes, weihnachtlich Kindliches –

Sein Mund war weit offen, es fehlten die Zähne und bläulich war sein Zahnfleisch, als hätte es zu lange auf dem Metzgerscharren gelegen. Seine Lider zitterten wie ein Blatt, worunter ein Wurm sich hebt, aber nicht aufkann. Grau wie ein trög aufblähender Schlammstich lag diese schlaife Wange da, umlagert von verkehrten häßlichen Falten – Schlangen, welche der Seele zunächst liegen – besetzt mit dem Flaum, dem unehrwürdigen, des Alters, dem schmutzig grauen, vom wüsten Leben gerupft, wie bei einer Gans –

So liebte ich ihn und konnte nicht widerstehn und erschlug ihn. Dann schlug ich den Toten ins Gesicht, zupfte ihn an den Haaren und gab ihm Stoß um Stoß auf die braune kärgliche Brust, die aus dem sehr weißen Hemd hervorsah wie ein vertrockneter Boden. Doch auf ein Herz traf ich nicht – es äußerte sich nichts Beleidigtes. Dann suchte ich mir die Erbschaft des väterlichen Freundes zusammen, gewissenhaft und vorsorglich, damit nichts in unrechte Hände fiele.

Draußen sangen die ersten Vögel und auch ich begann zu pfeifen:

»Hier ist die Hand,
Schlagt alle ein,

wir wollen gute Kinder sein,
Dann leben wir recht froh...«

Unschuldig ja, zu unschuldig. Was könnte unschuldiger sein als der Täter? Er glaubt nun hinter das Geheimnis zu kommen, aber er ist noch weiter davon weggetrieben als der Unschuldige. Er hat's getan, aber nicht gesehn.

Dem Menschen ist nicht wohl, wenn er nicht ein wenig krank sein kann, daher Laster und Kummer, Zigarren und Schnaps, für die Kleinen die Rute, für die Großen Gefängnis und Schafott, Gericht und Krieg, Vorgesetzte und Unterwürfige, und für die Vorgesetzten und Reichen wieder was sinnreich Ausgedachtes, was diese quält, denen die Armut nicht ankann. Die Welt ist geistreich und vielleicht dies ihr Geheimnis: Die Gesunden krank zu machen. Ist sie Arzt? Will sie Praxis? – Die Sonne äugelte mir immer schelmisch zu: »Ja, ja!« Und ich antwortete krähend wie ein Kind, das man anspricht, zuversichtlich wie ein Genosse, den man anruft »Ja, ja!« – und jetzt, jetzt kann ich mich nicht darüber freuen. Und war doch so kühn, so einzig –

Der Denker zieht sich zusammen, als lausche er seinem Rückenmarke, das ihm über die Schultern spricht. So gehe auch ich jetzt, muß mich aus mir selbst verstehn.

Die Sterne da oben haben doch nichts Sittliches. Und ich habe nichts. Aber ich glaube, ich habe doch etwas »Gutes«. Nur daß es nicht aufkommen konnte, weil an jeder Seite zwei Bösorten saßen und meine Hände gefaßt hielten. So kann es nicht auf. Nun bin ich nirgend, nicht sicher im Guten, nicht sicher im Bösen, heimatlos.

Mord ist auch nur tiefere Neigung, Liebe – gegen das kleinere Interesse des Verzagten. Wir wollen ihn haben, besitzen in der Gestalt, wie er ewig bleiben wird. Liebten wir ihn nicht, weshalb wollten wir ihn zweimal besitzen, zwei Ansichten von ihm haben, zwei verschiedene Photographien: Face im Leben, Profil im Tode!

Vielleicht ist alle Gerechtigkeit nur ein Neid, der Feigheit erbärmlicher Haß. Wahrscheinlich wird die Moral auch noch widerlegt, sie ist so schemenhaft. Es legitimierte sich etwas, und ich folge ihm.

Wollte sehen, wie eine gebildete Dame sich beim Sterben benehme, ob da der Takt noch vorhält. Darum tötete ich die Dame. Aber ich betrog mich. Um eine Illusion ärmer. Er war unnütz. Darum tuts mir fast leid, leid wie der vergebliche Rettungsversuch an der weiblichen Mammonsfamilie. Nur am Tode des Alten und der Rache an meiner Rivalin kann ich mich noch ergötzen. Dieses ist mir geblieben.

Bei dem immer bewegten, nie pausierenden Gedankenverkehr kann ich doch nie Gruppen bilden. Muß mich sausen lassen. Kann nicht einmal nachdenken und möchte doch so gerne einmal auf meine Unternehmungen zurückblicken. So ist auch das All: Es rennt und rennt und denkt auch nicht. So nur geschieht es, daß alles *ausgefüllt* ist, jegliches Ding auch wirklich da steht und Handlungen die Zeit bedecken; nackt wäre sie Entsetzen!

Ich glaube, ich wollte wirklich auch nur geistreich sein, daß ich es tat. Denn sonst liegt eine Notwendigkeit nicht vor. Wär's mir nur um das Geld zu tun gewesen, so hätte ich ja leicht ein milderes Mittel finden können; einen Knebel oder so was. Ich wäre vorsichtiger gewesen, schonender. Vielleicht war ich nur Schicksalstragödie. Ich ein Zacharias Werner, Müllner, Godagisel oder Napoleon? O pfui, nein, ich bin mehr. *Meinethalben* bin ich da, ich habe es getan, eben weil ich wollte – warum? Ich wollte so – und aus keinem anderen Grunde!

Gab es ein maßgebendes Gesetz, gut zu sein, ich wäre der erste wahrscheinlich, aber ich bin Logiker und lasse mich nicht durch Sophismen kirren. Ich handle, wie ich urteile, und packt ihr mich, so straft, aber überzeugen könnt ihr mich nicht. Die Welt ist niemals richterlich.

So muß man immer wieder sich selbst aus sich selbst herausziehen. O! Verdammnis! Ein sichtbares Gericht wäre mir lieber. Wenn nur nicht der dumme Tod dahinter stände, von dem man – auch nichts weiß. Die Welt denkt nicht, ist nicht geistreich, nicht aufgeklärt und deshalb – geht sie. Aber besser eine wohlgenährte, gesund ausgebildete Neigung als ein ganzes Heim von halbverhungerten feigen Krüppeln, Idioten und Wasserköpfen von Verbrechern, wie bei den meisten Menschen. Könnte man doch dem nächsten Gähnenden die Fenster einwerfen, daß man freien Ausblick hätte, mal etwas Anderes sein könnte, wenn auch nur für einen Augenblick: um zu sehen, wie sichs in einer andern Haut sitzt, in einer reinen oder ganz verdorbenen. Dann könnte man urteilen, wirklich Schlechtes tun, alles. Aber das ist ja das Öde, man sitzt auf dem Platze, den man selbst verunreinigt hat, kann ihn nicht ekler machen, da man – auch im Besudeln schwach ist. –

Doch fleißige Arbeiterinnen, diese Nachtvögel! Habe Respekt vor ihnen! Alle Hochachtung! Glaubt ihr denn, ihr Faulpelze der Tugend, immer Liebe machen, immer Liebe haben, sei keine Anstrengung? Das edelste, seelenvollste Geschäft, was es gibt auf Gottes Erdboden, und sie tun es billiger als die Gattinnen. –

Und das bei euch lahmen, jämmerlichen Burschen, der eine noch immer mißgestalteter als der andere. Es ist eine Opferwilligkeit, eine unverdiente, überschwängliche Gnade, eine Schonung eurer lächerlichen Schwächen, für die ihr nur auf den Knien danken dürft.

Nun habe ich alles durchgedacht. Weiter ist die Welt nicht mehr schmackhaft. Alles so flau. Es gibt keine Schwierigkeiten mehr, welche ich noch verrichten könnte.

Mein Kopf ist so leer und ruhend. Trinke ich Wein, so komme ich immer auf etwas Beängstigendes, Weinerliches, es treibt mich von da zurück. Bier macht so

stupide und zum Schluchzen. Bei Punsch verplappert man sich. Das darf noch nicht geschehen und könnte mir hernach leid tun. Ob man es einmal mit Schnaps versuchte? Da dreht sich der Kopf einmal so, dann so, wie ein noch nicht in Gang geratenes Karussell, das ungeduldig vortätige Buben vorpressen und zurückziehen, während der Besitzer schimpft und auf noch mehr wartet. –

Er macht so schlaff und müde. Und schlafen wir, so ruht es auf uns wie ein Alp: wir wissen nicht mehr, was es ist, aber fühlen, es verläßt, entwischt uns nicht. Das ist es, das muß ich haben! Lange her, daß ich Branntwein getrunken. Als ich noch ein Knabe war, auf unserem Gute. Wenn die Schnitter mir anboten, aus Höflichkeit. Und leutselig war ich so gerne. Und doch: annehmen und selbst trinken, es ist nicht dasselbe. So leicht und schön es ist, herablassend, so schwer fällt es einer noblen Natur, gemein zu sein.

Aber meine Wirtin muß ihr Geld noch haben. Die hat es nötig. Jetzt gleich. Ob es nachher noch geht, kann man nicht wissen. –

Nachschrift eines Überlebenden

Er trat zurück von der Schwelle der Destillation, durchschritt mehrere Straßen, bog in einen Torweg ein und ging über die holprigen Pflastersteine eines Hofes zu einer kleineren pfeilförmig zugespitzten Turmtür. Keuchend stieg er die hundertneun Stufen der Wendeltreppe hinauf bis in den vierten Stock und schellte an einer der karglichen Türen, die so fadenscheinig aussehen, in denen der Schlüssel so frech steckt, als hätte er oben einem Zornigen eine Grimasse gemacht. Und öffnete man eine solche Tür, so ist einem, als müßte man jemandem unversehens einen Schlag unter die Nase gegeben haben, als müßte man »Verzeihung!« sagen. So nah ist alles, so wenig kann man sich rühren. –

Frau Ammert nahm das Geld wie selbstverständlich, dankte nicht, aber brachte dafür mit zitternden Händen ihren rotbraunen Kaffee. Grumme nahm den Kaffee, aber es stieg ihm so gegen die Kehle, daß er erst wieder zurückdrängen mußte, um trinken zu können. –

Er schüttelte mit dem Kopfe, er wußte es nicht, wußte nicht, was da saß auf dem Stuhle: ein Bewußtsein, so ganz tief nach unten gedrückt, ein Traum, eine wartende Welt.

Er vergaß sich und nahm nur wahr, daß sich das Etwas schüttelte über ihm, an ihm. Vielleicht der junge Pflaumenbaum, der in seinem elterlichen Garten in der Stachelbeerhecke gestanden und bald so, bald so sich gedreht hat, wenn man die groß quellenden Früchte herunterbog an den glänzend schwarz-grünen, langherzförmigen Blättern und langreisigen Zweigen.

Kummervoll sah ihn die alte Frau an und fragte mißtrauisch, wie feindselig, aber gütig entschlossen und schnell: »Sie haben wohl kein Mittagessen gehabt?« – »O ja, gewiß! Frau Ammert. Hier nehmen Sie, nehmen Sie, ich brauch's nicht.« So weit her kam ihm die Stimme; verwundert sah er auf in ihre tiefen, heißliegenden Augen.

Er besann sich. Heftig drückte er ein Goldstück in ihre Hand, während er mit der andern den Hut auf den Kopf drückte. Hinaus! Draußen trieben kalte, violettgraue, blattartige Wolken über den giftigen Himmel. Dazwischen glommen schwache Sterne. Kauerten sie nicht wie spätes Geflügel in der Ackerfurche? –: manchmal raschelte es, nistete sich tiefer ein in den feuchten Boden und Traumlaute stößt es aus, die auftappen wie Kinder. –

Schlotternd, verfehmt, betäubt, wie etwas Gebrechliches schlich er daher. Manchmal ging es fremd durch ihn; er drängte sich näher an sich heran, als sei er etwas Kaltes, oder rege sich etwas Kaltes in ihm, das erwärmen müsse.

O wäre jetzt jemand, der ihm den Scheitel streicheln könnte, *den so einsamen Scheitel!* Jemand, Jemand, o Je-

mand, o! Und er schluchzte auf, als wenn etwas zerbräche und weinte jetzt immer still herunter. Das tat ihm gut, ihm wurde wohler, gelöst, flächiger um die Brust. Diese Erleichterung ganz zu genießen, wandte er sich dem Tiergarten zu –

Nun wohin? Gleichgültig und leer wurde es in ihm. Für ihn – nirgends mehr. Er klimperte lose, wie das Geld in seiner Tasche. Er hätte noch Vergnügen genug haben können, überall hätte man ihn gut aufgenommen. Aber er war fertig damit. Er wendete sein Gesicht zum Himmel und pfiff. Zum ersten Male seit langer Zeit. Dann sang er:

»Da schreibt mit finst'rem Angesicht Der eine Relationen – «

Erst erschrak er, wie vor etwas Frevelwundem, zuckte zusammen, und sein Herz spannte sich. Dann sang er immer kecker, freier, immer freier von der Brust herab. Dann begann er zu tanzen, indem er dazu pfiff. Er bekam im Dunkeln einen borstig harten Baum in die Hand. Mit dem tanzte er, dann rechts, dann links, bis ihm der Schweiß von der Stirne rann.

Fröhlich begann er zu traben und trat bald darauf mit vergnügtem Gesichte in eine Polizeistube. »Sie wünschen?« – »Ich möchte Ihnen den Verbleib des Raubmörders aus der Dreysestraße angeben.« – »So, was wissen Sie denn? Sie sind der Dreißigste heute.« – »Ich weiß aber jedenfalls das Richtige.« »Das sagen eben alle.«

»Sie erlauben wohl?« meinte er mit seinem gewinnendsten Lächeln und setzte sich einen Stuhl nahe an den Abschlag.

»Rauchen die Herren?« Damit bot er seine wohlgefüllte Zigarrentasche herum. Finster abwehrend schüttelten zwei schwarzhaarige, ziemlich starke Köpfe mit roten Ohren, indem sie einmal kurz in der Richtung der Zigarrentasche aufblickten. »Aber bitte, tun Sie mir doch den einzigen Gefallen, es läßt sich viel besser plaudern,

wenn man raucht. Ich möchte mir dann auch eine anzünden.« Mit scheuer, verlegener Höflichkeit und dem kriechenden Danke der Pflichtübertretung nahmen in etwas geduckter Kopfhaltung die Beamten die Zigarre an. Grumme schlug ein Bein langsam über das andere und sah lächelnd vor sich hin auf die Dielen. Die beiden Beamten hatten den Kopf zurückgelehnt und pafften, indem sie den Rauch ansahen, welcher der schneeweißen, harten Asche ihrer Zigarren entstieg.

»Ist das behaglich hier«, meinte Grumme, »hier möchte ich wohl bleiben mit Ihnen, meine Herren!«

Schweigsame Gedanken riefen immer wieder ein Lächeln auf seine Lippen, eins immer glücklicher und unschuldiger als das andere. Ja, es bildeten sich sogar Grübchen in seinen bläulich durchblühten Wangen, was sonst nie der Fall war. Dann sah er auf seine zierlichen Lackstiefel und blinzelte mit frei und selig rollenden Augen schelmisch auf die armen Beamten.

Die fühlten sich angesteckt mitzulachen; schon hoben sich die Register ihrer Brust. In ihrem Kopfe da oben aber dachten sie für sich, daß sie den Mann wohl nach Dalldorf würden zu bringen haben, von wo er wahrscheinlich aus dem Irrengarten entwischt sei, und berechneten schon im voraus ihre Diäten. Darum suchten sie auch mit Ernst ihre Augenbrauen niederzudrücken zum Zeichen, daß sie »nach der Lage der Sache befänden —«, aber es gelang ihnen herzlich schlecht.

Nun ertönte die Stimme: »Ich bin doch heute gar zu lustig, gar zu — — —«

Erneuter Lachausbruch. »Verzeihen Sie, meine Herren, doch nun Ernst!«

Und er sprach schnell, wie man einen förmlichen, der Hauptsache nach bekannten Bericht liest: »Der Raubmörder, er hat nämlich alle die vier unaufgehellten Raubmorde begangen, welche unsere Residenz in jüngster Zeit mit so großem Entsetzen erfüllt haben. Er

ist ein Mensch, dem es bald gut ging, bald schlecht, der das Schlechte aber nur als Verdunklungen wie durch Wolkenschatten oder vorübergehende Sonnen- und Mondfinsternisse ansah und möglichst schnell darüber hinweg zu kommen trachtete. Finden Sie das schlecht, meine Herren?»

»Nun, wie man's nehmen will, je nachdem.« Der Zweite spuckte nur aus.

»Er liebte das Licht, das gleichmäßig Helle, allen Gemeine, Niemandem Vorenthaltene, war – mit einem Worte – ein ätherischer Sozialist. Hätte er gehabt, hätte er anderen gegeben. Nun aber fehlte ihm oft das Nötigste. und so nahm er denn. Aus den der Menschheit zuge-dachten Wohltaten wurde leider nichts, denn Sie begreifen, was man auf solchem Wege erhält, das weiter zu geben, wird einem – noch eine Zigarre? Bitte! – vergällt. Sie müssen nämlich begreifen, meine Herren, ich bin langsam von Bewegungen, aber in meinem Kopfe, da ist all mein Leben, ein besonderes, galoppierendes Leben. Gedanken kommen und gehn wie der Wind. Und wenn man mich da stört, da werde ich sehr ungeduldig. In meinem Höchsten, meinem Geistigen, kann ich eine Unterbrechung einmal nicht leiden. Was wollen Sie, ich kann's nicht. Und denken Sie, diese Frau, sie wollte auf meine Gründe nicht eingehn, unruhig, unruhiger, immer unruhiger. Dieses kleinliche Gebaren brachte mich auf – ich neige zum Jähzorn – und ich suchte sie durch einige Schläge zu beschwichtigen. Sie ist auch still geblieben. Dann wischte ich meinen Totschläger ab, ich halte auf Ordnung, und erledigte den Zweck meines Kommens. Und dann, meine Herren, *Aufklärung können wir nicht vertragen*. Messen Sie, ich sage Ihnen dies im Namen der Menschheit, uns aufs Schleunigste eine neue moralische Uniform an. Die alte ist zerfetzt und zu geistreich für uns.«

»Sie sind also« –

»Ich bin der Mörder.« –

»O einen Augenblick noch: ein Gedanke, der mir gerade kommt – eben, laßt mich – O, stört mich nicht – keine Ruhe – keine Feder, kein Papier, nichts bei sich: Es war so etwas ganz Eigentümliches, wie ich es noch nie gesehen habe in meiner Vorstellung, so etwas über Tod und dennoch Lebenbleiben im All – aber diese Bande, was versteht denn die davon! Der Richter muß nach Hause und Kaffee trinken; wie er trippelt, er kann's nicht mehr aushalten. Na, meinetwegen, ich will nicht länger stören – »Vorwärts Schinder!« *Bitte, noch eins!* Nun weiß ich, wie es kommt... Impulse stürzen schwarz an mir vorbei, ich merke sie, es verdunkelt sich davon etwas in mir, aber ich fühle mich zu ohnmächtig, sie auszuhalten – Die fliegende Empfindung einer stürzenden Kraft, dann ist alles geschehen und ich finde mich fremd daneben, manchmal noch ein Messer – einen Bleiknopf – mit Blut – in der Hand, den ich stumpfsinnig ansehe. – Ich wollte nur Störungen fortschaffen, als durch Abnormes geärgerter Arzt der Menschheit, während Innungen wie Staat und Kirche gerade die Besten auszumerzen sich bemüht haben –

O was war das für ein Jammer

O was war das für ein Jammer! Gar nicht zu sagen, nicht zu beschreiben. Und noch immer kann ich mich an den Gedanken nicht gewöhnen.

Ja, sie ist tot. Nirgends erblickt man sie mehr. Wie kann man ohne sie denn nur leben!

Ohne die Tugend!

Wo man so ganz frech, so ganz nichtswürdig das Leben liebt.

Keine Rute mehr, kein sauberes Gesicht und nicht mal ein einziger Paragraph ist übrig geblieben, die Welt zu regieren. Und die Welt besteht immer noch.

Ja damals –

Ein Schluchzen erscholl, ein Schluchzen so laut, daß allen es tief in der Seele graut,

Als hätte der Frühling verloren die Braut...

Von seinen Tränen ihr Busen betaut

Und weihevoll langsam klagen die Glocken,

Das Land liegt still wie zu Tode erschrocken.

Wer kann es sein, der hier verschieden,

Wer ging hier ein zum ewigen Frieden?

Und komisch das Gefolge!

Da nahet die Bahre –

Alle Strickstrümpfe der Welt klappern, alle mageren, fadenumschlungenen Zeigefinger der Welt zeigen kläglich arbeitend auf die Leiche, alle mageren Handrücken der Welt wackeln, und alle mürrischen schieferblauen Weenen der Welt nattern darüber hinweg.

Alles Schweigen heute – kein Schnattern. Und alle die mageren Gesichter, von denen die Wangen herabgesunken sind, so lang, so lang, haben tiefgeätzte Rinnsale und all die tiefgeätzten Rinnsale führen Salzflut der Seele,

und alle die Brillen sind wie Glaskuppeln über einer Heilquelle.

Von Zeit zu Zeit brechen große Tränen aus, die Wasser der Seele fluten über und erschüttern die nun stärker, wie Mühlräder klappernden Stricknadeln; große Tropfen auf den Brillen verglasen für Augenblicke Landschaft und Leiche. Und stärker knistern die Immortellenkränze in ihren Armen, die sich so feierlich abheben von den schwarzen Gewändern.

Noch immer nimmt der Zug kein Ende.

Hat denn die Welt so viele Gouvernanten, so viele alte Jungfern?

So viel gestreifte und geblünte, so viele blaue und schwarze Gewänder? So viel keifende Heiligenscheine von Hauben über so viel eisgrau strengen, scharf geteilten Scheiteln?

Wie ergreifend!

Hoffen wir, daß Freund Hein auch ihrer sich erbarmt, nun, da sie ihr Palladium, ihren Halt verloren. Denn es ist die Tugend, die sie jetzt zu Grabe tragen.

Es ist das Beste für sie, nun, nachdem dieser Schlag sie getroffen. Der Zug ist fort. Nun regt es sich. Ein Seufzen, wie Knospen seufzen, die aufspringen.

Und junge Brüste heben sich vor schwellendem Leben, das mehr und mehr die zart runden Wangen ins Erwachen rötet. Die Lerche wirft ihre Mütze in die Luft. Und nun sind auf einmal zwei Sterne da, so tief erstaunt, so goldig braun!

Untergehende Weisheit

Ein Esel dachte. Das kommt vor. Denken ist Gehen.
Oben wie unten.
Und bedauerte. Der Gedanke war größer als er.
Und er bedauerte, daß er nicht blieb.
Eine wilde Stille, taub, betäubend, dröhnend, schneidend. Er konnte doch nicht gehen.
Der dumme Treiber.
Seine Gedanken hatten ja den Ausgang nicht gefunden.
Der war die Hauptsache. Hatte er den gefunden, so ging er sowieso weiter. Daß die Menschen das nicht begreifen, daß ein Esel denken muß. Das ist doch so natürlich.
Die wissen also gar nicht, was ein Gedanke ist.
Der Esel hatte eine Weltanschauung. Und die war entstanden vom Kohlenkeller bis zum nächsten Kunden.
Die lautete: Es gibt zwei Dinge. Das eine ist gut fürs Maul: es sticht, aber ist saftig. Ganz wie eine famose Zote.
Ferner ein Ding, das ist ganz sinnlos und weiß nichts, als immer unvernünftig daraufzudreschen. Als hätte man seinen Rücken gestohlen.
Und dann gibt es Dinge, die haben vier Beine wie wir. Aber die beißen und machen einen ganz unvernünftigen Lärm.
Jedenfalls sind sie toll.
Und dann die mit zwei Beinen. Die sind ja vielleicht noch schlimmer. Erstens denken sie nicht. Und zweitens stören sie uns, wenn wir gerade im tiefsten Nachdenken sind. Stören uns mit dem Ding Nummer 2.
Dafür aber geben sie uns das Ding Nummer 1 zu fressen. Freilich nicht genug. Und wenn wir uns selbst was suchen wollen, so wollen sie auch das nicht, und schlagen mir nichts, dir nichts, zu.

Warum sind sie so und dann auf einmal wieder so, daß kein Esel daraus klug werden kann?

Das ist die Welt, soweit wir mit ihr in unmittelbare Berührung kommen. Von den anderen zwei- und vierbeinigen Dingen und von den Dingen, die sonst noch so sinnlos in der Welt herumtreiben, können wir nichts aussagen.

Vielleicht bestehen sie auch nur in der Einbildung.

In wissenschaftlicher Vorsicht wollen wir sie ›Das Ding an sich‹ nennen.

Die Liebe zu Rade

Die Liebe hat sich auf das Rad geschwungen. Jedes Verkehrsmittel ist ihr recht. Auch der Moderne bemächtigt sie sich, wenn's mit der Romantik nicht mehr recht weiter will. Und bekommt neuen Aufschwung; mindestens gewinnt sie auf diese Weise eine neue Spielart. Sie erhält Zuwachs an Krankheit, Einkehr in die Natur, Leben mit ihr, Freiheit, leichte Annäherung.

Der Reiz der »wahren Weiblichkeit«, der nach mancher Ansicht leidet unter dem männlichen Aussehen und Gebaren, wird durch Kameradschaftlichkeit besser, inniger ersetzt oder je nachdem ins Maskenhafte gesteigert. Freilich könnten ahnungsvolle Gemüter durch die Hosenrolle bedenklich gestimmt werden.

Mythologisch neu belebt das Rad Fluren und Hain neu mit modernen Nymphen, Dryaden – und Faunen.

Vor mir auf leisem Fußpfade ein schlankhinwandelndes Radlerpaar. Ihre Rechte, seine Linke führen die Räder. Dann hält sie auch sein Rad, und er bückt sich über die Wiese, ihr Blumen zu pflücken. Ein wenig Äugen ihrerseits – der leise Pfad verrät kein Näherkommen – dann ein Kuß.

Wieder etwas Gehn. Näherneigen. Wieder Kuß! Es war etwas Leichtes, Gelegentliches, Zierliches, Nippendes in dieser Bachstelzenliebe.

Und dann, als ich vorbeikam und vernehmlich werden mußte, dieser weiche, leiserote Mund!

Ganz recht, der paßte zu den Küssen, so frei und leicht! Wozu aber das Bodensuchen, das nachträglich Verlegenwerdenwollen des Verbergens?

Und er? Nun, er guckte starr, als ginge ihn die Sache nichts an. So ganz unnatürlich starr.

Das sah vielleicht noch drolliger aus.

Meine Augen, die müßt ihr verstecken, wenn's ginge,
oder seitwärts richten, die haben's gesehen, nicht eure.
Jaja, paßt nur auf euren Weg!
Besser als bisher.
Sonst weiß jemand: zwei junge Menschen haben sich
geküßt. Und es wäre schrecklich.
Deshalb empfiehlt sich für die Lex Heinze, die die
Sittlichkeit des deutschen Volkes so wunderbar reguliert,
ein Zusatz: das Küssen auf öffentlichen Wegen ist
strafbar.

Reiherseelen

Ovid hat recht. Es gibt Verwandlungen. Es gibt Menschen, die in Tiere verwandelt wurden. Noch immer gibt es solche.

Man muß sie bewundern. Heroisch sind sie. Wie eine Schildwache stehen sie, ja, mehr als diese, Tag aus, Tag ein auf einem Fleck und lauern auf Fische.

Kaum erscheint die Morgenröte, so sind sie da mit ihrer Angelrute, wie heiratsfähige Töchter auf der Redoute, und wenn der Abend seinen erinnerungsreichen, wehmütigen Witwenschleier über die Züge der Erde breitet, so belebt ein freudiger Ausdruck ihre Leidenszüge.

Es scheint, ihre Bemühungen sind von Erfolg gekrönt, ihre Schnur wird schwer und schwerer. Voller Erwartung ziehen sie empor – endlich, endlich.

Was mag es nur sein: ein Hecht vielleicht?

Jawoll: die vollgesogene Jacke, der aufgequollene Vagabundenstiefel klatscht in die Fluten zurück.

Das sind seltene Zwischenfälle.

Eins aber bringen sie sicher heim: einen Schnupfen, den schönsten Katarrh.

Und so fließt eintönig der Fluß ihres Lebens dahin, bis sie endlich in der Blüte ihrer Jahre einem Lungenübel oder einer ausgesprochenen Brustfellentzündung erliegen.

Dann haben sie Ruhe.

Null und Ziffer

Es war einmal ein Staat. Der bestand aus lauter Nullen. Lauter gesunden, runden, fetten Nullen. Nichts ging ihnen ab und doch fehlte ihnen etwas.

Das sagte ihnen eine dumpfe Empfindung. Genauere Rechenschaft aber vermochten sie sich nicht zu geben über ihren Zustand. Preise über Preise hatten sie ausschreiben lassen und Berge von Gold dem versprochen, der ihnen Rat und Aufklärung verschaffte.

Umsonst!

Da beriefen sie eine Volksversammlung.

Möglich, daß die Gesamtheit fände, was dem einzelnen versagt blieb.

Lange blieb das Gerüst leer. Endlich hüpfte eine Null wie eine Seifenblase die Treppe der Rednerbühne herauf. Hupp, hupp, hupp, da war sie! Nur Stelzfüße wissen so behend zu sein.

Und sie begann mit weithin vernehmbarer Stimme. Denn was eine Null spricht, das hört man.

Und der ganze Markt setzte sich gegen sie in Bewegung, so daß viele der angesehensten Nullen ins Gedränge gerieten, darin umkamen und elend, elend zerplatzten.

Die Null aber ließ sich das weiter nicht anfechten und wiederholte:

»Mitnullen!

Ich bin ein Laie, ein ganz gewöhnlicher dummer Laie.«
Zustimmendes Gemurmel.

»Aber gerade die Laien haben mannigmal die besten Gedanken. Ich weiß, was uns fehlt.«

Hier machte der Redner eine längere Kunstpause, um das Summen der Erwartung desto vergnüglicher in sich zu ziehen.

Nun fuhr er fort:

»Unser sind bei sechzig Millionen. Aber wenn wir uns auch ins Unendliche fortvermehren, so werden wir auf die Weise in alle Ewigkeit keine Zahl. Eine Ziffer fehlt uns. Ein König.«

Während er noch sprach, kam eine Ziffer zugereist, eine recht magere, heruntergekommene Eins. Der Kunde, denn es war ein solcher, stützte seinen Knotenstock unter den Berliner und sah sich das Völkchen an.

Kaum wurden sie seiner ansichtig, da bestürmten sie ihn und baten: »Bitte, bitte, sei so gut und werde unser König!«

Der Kunde zog aus seiner rechten Hosentasche ein Fläschchen mit trübgelber Flüssigkeit hervor, tat einen herzhaften Zug daraus, hämmerte den Korken mit der flachen Hand wieder fest und steckte die Flasche ein.

Dann wischte er sich den Mund ab und sprach: »Na, denn will ick mal nich so sein!«

Hierauf nahm er den recht schäbigen Filz vom Kopfe und ging in der Menge herum:

»Ein armer Handwerksbursche, der seit drei Tagen keinen warmen Löffelstiel im Leib gehabt hat, bittet um eine kleine Unterstützung.«

Das war die erste Steuer im Lande.

Die anderen Staaten in der Runde hörten von diesem Vorgange und verschreiben sich gleichfalls eine Ziffer.

Nun aber gab's auch Staaten, in denen Nullen und Ziffern bislang verträglich nebeneinander gewohnt hatten. Diese Ziffern bezeigten durchaus keine Lust, an die Spitze zu treten, noch weniger sich unterzuordnen.

»Wir haben keine Ziffer über uns nötig, wir sind uns selbst genug.«

Da aber hieß es:

»Wenn Euch das nicht paßt, so schüttelt den Staub von Euren Füßen und macht Euch davon, denn wir wollen etwas in der Welt bedeuten, und das tun wir nur, wenn

wir eine Ziffer an unserer Spitze haben – sei sie für sich allein auch noch so mager.«
Daran, daß es auch republikanische Ziffern, die Präsidenten heißen, gibt, dachten die Nullen nicht und blähten sich in ihrer Nichtigkeit noch mehr auf.

Barbarossa ist auferstanden

Barbarossa, der deutsche Kaiser mit dem italienischen Namen, konnte nicht schlafen. Zwar flogen die alten Raben noch immer um den Kyffhäuser, toller denn je zuvor. Etwas mußte sie aufgestört haben, und Barbarossa sah seinen Zwerg an: »Was ist denn das für ein Spektakel hier seit einiger Zeit? Da ist an einen vernünftigen Schlaf doch nicht mehr zu denken. Komm und spann die Raben an!« Und bald kutschierten sie von dannen mitten durch die Steinmetze, die in ihren Papierbarethen und langen weißen Kitteln an gelehrte Magister oder alte Philosophen erinnerten. Die bauten hier das Barbarossadenkmal und hatten damit das Urbild vorzeitig aufgeweckt aus seinem tausendjährigen Schläfe. Fröhlich krächzten die Raben über das weite Feld, denn es war Saatzeit, und sie fanden manchen feisten Wurm.

»Jaja, gewachsen scheint Deutschland zu sein«, meinte er hinunter zum Zwerge. Der aber war eingeschlafen, und langsam zog Barbarossa die langen weichzottigen Strähnen seines mächtig wallenden Bartes unter ihm hervor. Dafür aber legte er sein Rückenkissen ihm unter den Kopf, denn Barbarossa war wie alle Männer, die sehr tatkräftig sind, äußerst gutmütig, er, der Imperator emeritus, der Kaiser a.D.

»Aber da ist doch manches hier, was mir nicht gefallen will, was ich nicht verstehe«, meinte er dann zu sich selbst. »Diese hohen qualmenden Schornsteine und diese Wagen ohne Pferde, die wie besessen unter einem Qualm, als ritte sie der Teufel, über die Eisenstäbe zwei feurige Sirius im Kopf dahinjagen, die bald gerade, bald krumm, gar kein Ende nehmen – wie das die Luft verpestet!«

In Aachen war nichts mehr los, ebensowenig in Frankfurt, nun war Berlin die Hauptstadt. »Zweihun-

dertausend, sagen Sie? Nein, zehnmal so viel.« Da stand dem großen Kaiser sogar der Mund auf und sein ehrwürdiges Haupt einen Augenblick still.

O wie fremd, wie fremd und abstoßend war alles hier! Wer verlegt denn auch eine deutsche Hauptstadt mitten hinein ins Wendische?

Wie er tobte und wettete, wie er die unverständlichen Schüsseln warf an der table d'hôte, wie die Kellner sich in Sicherheit brachten und dann, wie das einmal so in ihrer Art liegt, kicherten aus sicherem Versteck! »Service 1 Mark, Bougie 1 Mark«, das flog in Gestalt einer Papierkugel dem betroffenen Ober an den Kopf. Barbarossa ging aus, das Rabenfuhrwerk war polizeilich verboten worden, sich nach einer neuen Wohnung umzusehn. Da kam er durch eine Straße: Hohenzollernstraße. Das war schon etwas Vertrautes, etwas Nachbarliches.

Und »Kaiser Heinrich« las er da an einer Anzeigensäule, die in ihrer närrisch bunten Tracht wie ein wohlgenährter Harlekin dastand. Kaiser Heinrich? Das war ja sogar ein Vorgänger von ihm gewesen.

Er fragte sich hin nach dem Hause und wartete, bis der Schalter aufgemacht wurde.

Bald überzeugte er sich, daß das nicht der wirkliche Kaiser Heinrich, daß es nur sein Spiel war; aber trotzdem die Sprache sich gewandelt, verstand er es doch ziemlich, was da vorging auf der Bühne, und es gefiel ihm.

Das war wirklich der Atem seiner Zeit. In der Pause erhob er sich und fragte mit mächtiger Stimme nach dem Namen des Minnesängers. Das Publikum stutzte, lachte; doch ein junger Mann neben ihm, der wie er den höchsten Platz bezogen hatte, also etwas sehr Hohes sein mußte, antwortete mittelhochdeutsch und nannte ihm Legationsrat Ernst von Wildenbruch. Auch wußte er zufällig die Wohnung.

Barbarossa freute sich, daß die Menschen, die seine Zeit verstanden, so ein Ansehn genossen und sich so hohe

Sitze leisten konnten. Nach Schluß ging er mit seinem jungen Freunde noch nach dem Kaiserhofe, wo Ernst von Wildenbruch um diese Zeit sich aufhalte.

Barbarossa hatte einen Recken erwartet, so eine Art Hagen, und stutzte erst, als er das gutmütig begeisterte, bebrillte, kurzsichtige Gesicht auf der wohlgenährten Gestalt erblickte.

Der Student stellte vor, begeistert drückte Wildenbruch, der treuherzig anspruchslose Hohenzollernfreund, dieser Klopstock des Patriotismus, dem Helden mit seiner vollen weichen Diplomatenhand die mächtige Rechte, und man ging mitsammen noch zu Raffo Unter den Linden, um das glückliche Zusammentreffen gebührend zu feiern und die junge Freundschaft zu besserer Pflege reichlich zu begießen.

Barbarossa wollte seine Freunde freihalten; doch Wildenbruch bedeutete ihm, daß seine Geldquelle, die Einnahme aus seinen Bühnenwerken, eine stetige sei, während die vorläufig glänzende Bezahlung, die Barbarossa für posthume Schriftstücke, die er als sein eigener Urkundenfälscher für Antiquare und Autographenhändler fertigte, nur vorübergehender Natur sein könne, da sonst der Markt überfüllt und der Preis gedrückt werde. Barbarossa verstand nichts, darum ergab er sich, als er eine Runde Grignolino gegeben.

Als Raffo so in der dritten Stunde schloß, alle Stühle auf die Tische getragen waren und die Kellner, ein Bild zum Erbarmen, auf den Stühlen zusammengesunken da saßen, entbrannte ein Streit zwischen Wildenbruch und dem Studenten, wer den erlauchten Gast herbergen dürfe.

Endlich siegte der Student, denn der Kaiser wollte mal gern eine Studentenbude sehn mit Rapier wie Cerevis und auf einem Sofa schlafen, trotzdem der Student das nicht zugeben und selbst darauf schlafen wollte.

Morgens kam dann Barbarossa zu Wildenbruch und wohnte bei dem, bis dieser den Kaiser verständigt haben würde, auf daß der Recke, der von seinem eigenen Denkmalbau droben auf dem Kyffhäuser erweckt worden, mit allen ihm zustehenden Ehren untergebracht, ihm ein Schloß eingeräumt würde und er dort seine Hofhaltung und standesgemäße Wohnung habe.

Wildenbruch verabschiedete sich und bestieg eine Droschke. Barbarossa und der Student aber traten etwas schwankend zu Fuß den Heimweg an, denn der Student wohnte in der Friedrichstadt in der Nähe des Kuhstalls auf der Invalidenstraße.

Aber sie kamen nicht weit, die Beiden, denn sie machten riesigen Radau, und der alte Herr, in dem sich sein ganzes mittelalterliches Feuer auszutoben begann, den größten. Da drängte sich anschmiegend wie der Versucher mit hellem Pelerinenmantel und gemein geglättetem Gesichte, in den gefleckten Augen ein unreines listiges Feuer, jemand an ihn: »Etwas Pikantes, mein Herr!«

Barbarossa nahm, lernbegierig wie er war, um sich auf dem Laufenden zu halten: »Der Mensch und sein Geschlecht« entgegen, sah hinein und drosch dem Luden seine Schweineliteratur um den Kopf. Die pikanten Photographien für fidele Herren fielen, wohin sie gehörten, in den Kot.

Sonderbarerweise war ein Schutzmann in der Nähe, der Student gab seine Karte ab, blieb aber, als Kaiser Rotbart lobesam die Bekanntschaft mit einer preußischen Polizeiwache machen mußte. Am nächsten Morgen wurden beide freigelassen und tranken daheim einen sehr starken schwarzen Kaffee. Dann stützten beide gedankenschwer ihr Haupt, hatten aber zur Not einen Hering verzehrt, als sich Barbarossa, wieder au fait, zu

neuen Heldentaten bereit erklärte und zwar zunächst zu einem Frühschoppen in der Verbindungskneipe.

Wildenbruch brachte seinen Gast dahin, daß er seine Gewandung à la Frankfurter Römer ablegte, auf daß ihm nicht mehr nachgerufen werde: »Mathias Weber, der Naturdichter!«; auch der Kaiser trüge wohl Zivil; so bestimmte er den prächtigen alten Herrn zu einem Gehrock, der ihn vortrefflich kleidete, und einem Pelz, der die ehrfurchtgebietende Gestalt würdig umhüllte.

Und nun, da er sich ferner nicht mehr zu schämen hatte, zeigte Wildenbruch dem Genius des deutschen Reiches Berlin; besonders gefielen Barbarossa die Museen, die Nationalgalerie und das blauedle marmorkeusche Mausoleum mit Wildenbruch's Madonna, der Königin Luise. Auch das Zeughaus.

Als Kaisergast fühlte sich der große Hohenstaufe erst recht in seinem Elemente wie Konrad Alberti als Reporter. Da er von den Schwierigkeiten seines hohen Gastgebers erfuhr, faßte er den Entschluß, zu dem verblendeten, entarteten Volke mal Deutsch zu reden.

Da er sich mit der Neuzeit und ihren Wegen hinlänglich vertraut gemacht hatte, berief er auf schwarz-rot-goldenen Anschlagzetteln eine Volksversammlung wie klassenbewußte Hausdiener und in ihrer Existenz bedrohte fliegende Buchhändler, wie Bebel, Egidy, Pastor Neumann, Stöcker, Ahlwardt und Minna Cauer es getan, wie alle es tun, die dem Volke etwas zu sagen, die etwas abzustellen oder einzuführen haben.

Aber diese Enttäuschung!

Man lernt in den Schulen singen:

»Der alte Barbarossa,
der Kaiser Friederich,
im unterird'schen Schlosse
hält er verzaubert sich«,

und hier will man von ihm nichts wissen. Erst kam man aus Neugier, johlte und pfiff, wenn der Student sein Mittelhochdeutsch übersetzte: daß Deutschlands große Zeit gekommen, nur müsse man zurückdrängen das ungesunde Bürgertum, das durchaus keine höhere Berechtigung zu beanspruchen habe und nur der Wurm sei, der an dem schönen Reichsapfel Deutschland nage. Es sei nichts als eine Entartung, und Entartungen müsse man beseitigen.

Man müsse sich seinen natürlichen Führern, den Adligen, wieder unterwerfen. Besonders aber die Flotte sei der Schlüssel zu der Weltmacht, von der die deutsche Volksseele immer geträumt.

Ja, es stecke ein adlerkühner Schwung im deutschen Sinn, ein Zug zum Hohen, der müsse wieder frei werden, und die höchsten Stufen, die sie, die Hohenstaufen, nicht mehr hätten betreten können, würden die Hohenzollern ersteigen.

»Was seid ihr für Menschen, was seid ihr für Menschen! Sogar die Steine habt ihr angesteckt. Wie das alles mißmutig in die Höhe kriecht, und wie sprangen bei uns die Dome empor.«

Als sich nun Kaiser Barbarossa, erschöpft von seiner Begeisterung, die ehrwürdige Stirne trocknete, rief einer: »Das ist ja alles Mumpitz! Erst hier was in die Kaldauen!«

Furchtbar drang Barbarossa auf den Verwegenen ein, aber furchtlos erwartete ihn dieser und streifte nur etwas die Rockärmel auf an seinen sehnigen Schlosserarmen, und der Inspektor löste die Versammlung auf.

Noch gab Barbarossa sein Vorhaben nicht auf – das geht nicht so schnell in einer Heldenseele –, aber die Neuheit war vorüber und der Besuch ward geringer und immer geringer.

Einmal kam Barbarossa in die Viktoriasäle. Kein Mensch da? Er wartete eine halbe Stunde. Vergebens!

»Gezücht!«

Der Kellner, der nachfragen kam, ob der Kronleuchter noch weiter brennen solle, bekam einen Fußtritt, und Barbarossa ward nicht mehr gesehn.

Ausgegrabenes

In grauen Zeiten, da Deutschland noch einig war und seine Gottesfurcht an einem Tag für die Woche aus unterschiedlichen Kirchen bezog, da soll an den romantischen Ufern des düsterschopfige Weidenköpfe der Fichten und spielhaarige Maienlocken schlanker Birken spiegelnden Schlachtensees ein gar stolzes Gebäude gestanden sein.

So eine Art modernes Babel. Sprachen wurden da viel gesprochen.

Aber der Haferbrei verstand den Schinken nicht. Und die ganze Sache ging daran zu Grunde, daß in dieser tragisch erhebenden Zeit der befreiende Held entblieb, der zuerst es gefunden, wie Tee mit Rum zu mischen.

An der Spitze dieser geheimnisvollen Priesterschaft standen zwei Männer. Hart in Wort und weich an Tat.

Der eine in seiner Jugend frühen Tagen ein schäumender Most; da ihn aber die Kelter des Zornes gekeltert, ward es ein gar feurig glühender Prophetenwein.

Der zweite aber war ein Priester, dem war das Taufwasser seines Gemüts vor der Kälte seines Geistes zu lauter Eisnadeln gefroren. Es jammerte sie aber des Volks und sie erbauten den Tempel der Menschheit. Und siehe, die Kinder der Welt kamen gezogen in Neugier und Verlangen und opferten ihre Gaben.

Und das edle Herz der Erde frohlockte laut.

Dann aber kam das Verhängnis.

Zwiespältig wie die Art des Menschen ist der Bericht.

Das Haus soll auseinandergelaufen sein wie seine Bewohner, und seine Stätte ward nicht mehr gefunden.

In einem Archiv der unfruchtbaren, nur von Steinbrüchen lebenden Insel Kaukasus will ein gelehrter Reisender eine Schrift entdeckt haben des Titels:

»Lock-Aal-A-Nzeig-Er«.

Hierin stand ein Jubiläumsartikel, wie man in diesen unentwickelten Zeitläufen wohl eine Sache bezeichnete, die heute alles ist und morgen nichts.

Es lebte damals nämlich vor tausend Jahren ein nun längst verschollener, verdienter Vergessenheit anheimgefallener Dichter: Peter Hille.

Dieser soll nun, übernommen von dem einzigen Ereignis, von seiner Dachkammer, die er da droben mit der Gnade seiner Freunde bezogen hatte, unbemerkt in den festlichen Vorbereitungen zu den Tiefen des hohen Hauses hinabgestiegen sein, mitten unter die Geister erlesener Weine, die da des großen Tages harrten.

In seiner Seligkeit und der banger Bedrängnis morgiger Wonnen vergaß er ganz des Krahs zu walten und es erhob sich eine mächtige, gold und rot gemengte Welle und hob den sanft entschlummernd zwischen die beiden Mutterfäßchen gesunkenen Dichter, um die er liebend auch im Schlummer noch die Arme geschlungen, in höhere Regionen. Und dieser Welle Ungestüm hob auch die Grundvesten der Hartburg und begrub all die Gäste in großem Falle.

Dieser Weihnachtsmorgen schämte sich

Es ist viele Jahre her. Da fuhr ich in der Christnacht die Weser entlang von Bielefeld bis Pyrmont.

Die Scheiben des Eisenbahnwagens waren trocken und darum trotz der klaren Kälte nicht gefroren.

Feierlich stand der Vollmond im Westen über dem langgestreckten, dunkelwaldigen Deisterzuge und legte an jedem Orte eine goldene Brücke über meinen lieben Heimatfluß, die Weser.

Es ging gegen Morgen.

Wir näherten uns der Rattenfängerstadt Hameln. Außer mir waren noch jüngere Schüler im Wagen, die in Erwartung der ihre Ankunft am Festmorgen begrüßenden Bescherung sehr lebendig waren und mich mit ihren kleinen Männergebärden, ihren Einfällen und Erinnerungen höchlich ergötzen.

»Hameln!«

Hier ist längerer Aufenthalt, der Bahnsteig belebt von Aussteigenden, Mitfahrenden und anderen Zug Erwartenden; und da der Morgen schon hell ist und, wenn auch noch etwas träg in seinen Bewegungen, in seinen wachen Augen doch schon so scharf die Wirklichkeit zeigt, stelle ich mich ans Fenster und sehe mir die hier zahlreich vertretenen malerischen Trachten der Bückeburger und Minden-Ravensbergischen Landsleute an: die langen blauen Röcke und roten, mit vielen glänzenden Knöpfen besetzten Westen der Bauern und die geblühten, über eine, je nach dem Reichtum, nach den Taler-tausenden steigende Anzahl von Röcken gezogenen Mäntel der Frauen.

Da wird rechts neben mir etwas herabgestoßen. Eins nach dem anderen. Ist es Schlachtvieh? Ja, es ist Schlachtvieh, aber das Schlachtvieh der Gerechtigkeit, menschliches.

Einer nach dem anderen erheben sie sich wieder von dem brutalen Falle. Manche ohne Mützen, Ketten um die Handgelenke, so wüst, so verstört, so ganz jäh und verwundert, vom Verbrechen aufgerissen.

»Wird's bald? Vorwärts!«

Kälte macht grausam, reizt Rohe zu Gewalttätigkeiten!

»O!« schrie's in mir.

»So wollt ihr die Welt bessern? Bessern? Und wenn ihr nun einmal von eurer Art der Gerechtigkeit nicht lassen wollt und blind bleiben müßt im Fluge der Zeit, bis auch eure Stunde gekommen, weshalb gerade heute?«

Stärker und immer stärker glühte das Morgenrot auf, als mit Gewalt das Trüpplein der Stadt zugetrieben wurde, den großen roten Mauern zu da vorn.

Dieser Weihnachtsmorgen schämte sich.

Ein fideler Abend oder Grün-Berlin in der Verschwendung

Ein Capriccio aus der Wirklichkeit, mit
dichterischer Freiheit ausgestattet

Heute war mal wieder das dauernde Versatzstück, die goldene Uhr, die in der Regel vierzig Mark trug, in ihres Eigentümers Händen. So gab er sie mir, da ich solche Gänge aus alter Gewohnheit am wenigsten scheute, sie zu verpfänden. »Vierzig Mark hat's das vorige Mal gegeben. Kannst sie aber auch für dreißig lassen!«

Glücklicherweise gab's vierzig.

So zogen wir denn, Stacho-Stanislaus Przybiczewski, den man meist als den deutschpolnischen Sataniker auffaßt, seine norwegische Gemahlin Dagno, meist nach Stachos Kosewort von uns allen »Ducha«-Seele genannt. Richard Dehmel, der Kunstschriftsteller Willy Pastor und Paul Scheerbart, den wir erst eben zum geölten König von Polen gewählt hatten, von Stachos Bude, wo wir durch einige Dutzend Flaschen Bier und Aufschnitt seine Monatsrechnung vermehrt und den Zigarettenvorrat entsprechend vermindert hatten, die paar Schritte vom Zirkus-Renz-Platz bis zum neuen Theater-Restaurant.

Hier entschieden wir uns nach eingehender Beratung für eine Platte Roastbeef und Burgunder. Das Übrigbleibende stand ad libitum: nur ward Vorsicht empfohlen, es seien nur einige Mark. Da zog denn der eine auf des Burgunders schwere Glut ein Löwenbräu vor, ein zweiter wählte Zigaretten, der dritte Aquavit. Später mußte man bei jedem einzelnen Wunsche fragen. Zögernd ward die letzte Einwilligung gegeben. Dann wurden die, welche noch etwas hatten, ersucht, ihre Reste den privilegierten Alkoholisten, in diesem Falle Scheerbart und Stacho, abzutreten. Denn wir »Ekotra tapse«, wie der phan-

tastische Wortfinder Scheerbart unsere freie alkoholische Vereinigung getauft hatte, ehrten jede Eigenart und sahen im Delirium tremens etwas Heiliges...

Übrigens berauschten wir uns mehr an den Worten als in Getränken.

Und also geschah es.

Ja, die vierzig Mark waren menschlicher Berechnung nach dem Ende nahe. Und um zu dieser traurigen Gewißheit zu gelangen, sollte ich, als der Unscheinbarste der ganzen Gesellschaft, des größeren Effekts wegen, den Ober rufen und die in meinem Besitz gelassenen beiden Goldstücke entrichten.

Aber erst mußte Chopin nochmal Stacho spielen. Das heißt: die Noten von Chopin gaben Stacho nur die Unterlage zur Äußerung seiner besonderen Gemütsverfassung ab. Den Stramm, die Stickerei besorgte er selbst.

Dann tanzten Ducha und Dehmel, Ducha und Pastor, während Stacho spielte.

Nun setzte sich Pastor, fing die Meistersingerouvertüre an und ging dann in einen Cancan über. Stacho, der seiner Ducha, auf dem Bauche liegend, gerade die Füße geküßt hatte, erhob sich, verbeugte sich, und sie legte sich in seine Arme. Und wie sie ihn tanzten, diesen spöttischen Champagner der Ausgelassenheit, diesen ironischen, zynischen, boshaft vergötternden, entartet anmutigen Tanz!

Wie ein Gigerlfaun duckte er sich und griff nach der entfliehenden Nymphe und hüpfte so, die eigene Bewegung verhöhnend, auf seinen weltmännisch behenden, gleichsam meckernden Beinen.

Das war der ganze Stacho, seine ekstatische, polnische Hingebung, das heisere Krächzen seines französischen Witzes, er war eine Salome dekadenten Geistes, seine eigene Verkörperung.

Man setzte sich wieder.

Eigentlich war man noch zu frisch.

Aber pumpen?

Freilich, wenn man gezahlt hat, frischen Kredit. Doch man war zum erstenmal hier.

Stacho ward fromm: »Der katholische Glaube gewährt der Seele so eine Beruhigung. Ich möchte so gerne beichten.

Aber die Priester sind so dumm!

Wenn man einen träfe, der uns verstände.«

Dann lehnte er sein Haupt sanft an Duchas Busen und sang leise: »Moja Duchana! »

Diese brachte ihn auf den Gedanken: »Deutsche Sprack, sehr häßliche Sprack!«

»Warum schreibst du denn nicht polnisch?«

»Weil der Pole zu ungebildet ist: er liest nicht.

Er ist wie ein Tier, ein gefährliches Tier, in der Hand seiner Priester.«

»Ja, die deutschen Bücher gehen doch auch nicht so besonders.«

»Deutsche Bücher? Gibt's denn das? Kennst du ein deutsches Buch? Es gibt nur norwegische und polnische Bücher. Ich kenne nur ein deutsches Buch, und das ist die Geschichte der deutschen Mystik von Josef von Görres.«

»Aber Goethe?«

»Goethe?« Stacho kicherte. »Euer Goethe, Euer Kanzleirat. Wo ist denn da das Differenzierte?«

Ja, das fand ich für den Augenblick auch nicht, wohl aber, daß ich schon wieder Appetit bekam.

Eine schreckliche Entdeckung – vierzig Mark und noch nicht einmal satt.

Und Scheerbart schrie und wimmerte wie ein kleines Kind: »Ich will Alkohol haben!«

»Aber Scheerbart, so sei doch vernünftig; es ist doch kein Geld mehr da! »

»Ich will aber Alkohol haben!«

Es ist schon halb vier – der Wirt will zumachen.

»Und was wird der Bär sagen, wenn du wieder nicht nach Hause kommst?«

»Der Bär? Was geht mich der Bär an? Ich schreibe ihm einen Zettel, daß ich ihn bezahlen werde, sowie ich Geld habe, daß ich ihm mein Paradies der Zukunft verpfände und mein Ehrenwort, Mann – mein Ehrenwort – und ziehe aus.«

»Nun, da dürfte er wohl nicht viel darauf geben!«

»Mein Ehrenwort wagt er anzutasten, der Mensch«, und wütend drang er auf Pastor hin.

Dabei war ihm ein Blatt Papier aus der Tasche gefallen. Pastor hob's auf, drängte Scheerbart ruhig mit der Hand zurück und las.

Dann gab er's Dehmel: »Lies vor!«

Wir hörten Dehmel am liebsten vorlesen: Dramen, Novellen, eigene Gedichte, Balladen und Sonette von Strachwitz – es war so eine dämmerchlummernde deutsche Innigkeit in seiner Stimme.

Von Dehmel vorgelesen zu werden, war unser höchster Ehrgeiz.

Dehmel las.

Als er geschlossen: »Mit Menschen zu trinken ist der reine Kohl,

Nur das Kamel versteht den Alkohol«, fiel Stacho Scheerbart, der sich taumelnd, mit geschlossenen Augen, erschöpft vom Ausbruch seiner Heftigkeit am Tische hielt, um den Hals und klopfte ihm leise oben auf den Rücken:

»Idiotisch, Bruder, idiotisch!«

Differenziert war Prädikat gut, idiotisch aber »I a«.

Ein solches Lob brachte einen warmen, freundlichen Funken in Scheerbarts entseelte Augen. So begeistert wollte man noch nicht auseinandergehen. Dehmel in Mantel und Pelzmütze der Stattlichste, sollte es versuchen. Aber da im Nebenzimmer schon die Tische mit

den Stühlen bestellt wurden, ward man wieder abgeschreckt. Und nun konnte ich den Ober rufen.

»Kellner, zahlen! Wir hatten?...«

»Gut, die drei Mark sind für Sie!«

»Bedanke mich verbindlichst! Guten Abend, die Herren!«

»Mensch, du hast dich selbst übertroffen. Haltung, Ton, unnachahmlich. Ein Fürst kann's nicht besser tun.«

Und wir gingen.

Draußen war's schon grau.

Ich nach Tiergarten, um dort noch einen Gang zu machen. Morgen wollte ich nach Tegel zu Bierbaum und ihm meine Beiträge für den »Pan« bringen.

Ich hatte eigentlich jemanden um eine Mark anpumpen wollen. Nun aber hatten wir alles vertrunken.

Das hält vor.

Und hell wird es auch schon.

Ein wichtiger Fund

»Ist es nicht ein Fund, ein Fund sondergleichen? Mein ganzes Vermögen hätt' ich hergegeben! Der dumme Kerl!«

Und die Pantoffeln des Professors tanzen einen Kriegstanz unsäglichen Jubels, so daß der proletarische Schirm eines einundzwanzigjährigen Dachstubenpoeten Chausseestraße 98, 4. Hof, 5 Treppen links, daß der sich das feine freundliche Zimmer und den sonderbaren Herren, den er sonst nur dienstags und donnerstags von 11-12 im Collegium Maximum gesehn, mit erstaunten Blicken betrachtete. Sonst stolperte der nur jedesmal auf dem Tritt zum Katheder und legte seinen Hut so auf die Ecke, daß er jedesmal erst wieder hinfiel: »Meine Herren! Das letzte Mal...«

Und nun diese Luftsprünge!

Um dieselbe Stunde ging ich hin und atmete noch einmal die warme Luft des Lebens, die von allen konfektionösen Achs und Os, von allem Geflüster junger Commis zitterte, wie ein Herz, das sich erschließen will, und plumps – lag ich im köstlichen lauen Goldfischteich, jener klassischen Stätte, den lebensmüde Berliner mit jener Vorliebe aufsuchen, die die Athener zum Feigenbaum trieben auf dem Acker des Timon. Im Versinken hörte ich noch, wie alle Paare erschreckt auffuhren, und eine Stimme rief: »Schutzmann, Schutzmann!« »Kinder, regt euch doch nicht auf meinetwegen!« dachte ich noch, und dann war alles köstlich weich und dunkel, Sterne wollten darin sich anstecken, sie dehnten sich, strengten sich an – es ging nicht.

Der Professor hatte sich gut freuen.

Freuen, wie der Student, der junge Dichter, der seinem Professor in Zerstretheit nichts nachgab, dabei aber besser fortkam.

Ich hatte in der Vorkosthandlung, wo ich mir meinen Alten Mann und meine Zwiebelwurst 2. Qualität zu erstehen pflegte, ein Tagebuch abgegeben und dem Besitzer empfohlen, dieses Buch in einer Sauerkrauttonne unten hin zu legen und dann etwas Magdeburger Weinkraut darüber zu packen, wie's der Herr Professor zu Rebhuhn liebte. Nun war die beste Zeit, und Samstag war der Tag. Heute würd' ich ganz sicher berühmt werden.

Morgen abend 7 Uhr 15 sollte er der Köchin des Professors sagen, er hätte auf dem Boden eines Sauerkrautfasses ein Buch gefunden mit der Aufschrift: Kladdermeins 1 von einem Dichter, der heute nacht 11 Uhr sich die Ehre geben wird, coram natione germanica sich in den Goldfischteich zu stürzen.

Unter hundert Mark sollte er's dem Herrn Professor nicht ablassen.

Der Mann sah mich zweifelnd an.

»Nun machen – Sies nur; schaden kanns nicht. Sie werden schon sehn.«

Ich sah meiner Zeit die strahlende Freude des Mannes, als die Köchin sofort wiederkam und den Hundertmarkschein mitbrachte, den sie gegen das Buch dem Vorkosthändlers aushändigte. Sah auch die Freude, mit der ein Freund und Landsmann, der cand. chirurg., mein Gehirn so vorsichtig und schwellender Erwartung voll wie das Gewand einer Geliebten hob, wie auch er jauchzte, als er die herrliche Wucherung im pons Valerii Vanoli fand und die quergelegten Rillen meiner braun-schwarz angelaufenen Fingernägel damit verglich. Ein wahrhaft instruktiver Fall!

Eine famose Dissertation für einen zweiten Freund, den künftigen Privatdozenten, den cand. Psychiatriae, der sich im Anschluß an Lombroso auf die heute in der Kritik mit Recht so beliebte Genialpathologie geworfen hat und in Psychographie Hervorragendes leistet.

Und der gute Professor, die germanistische Zierde der Alma mater, bei der ich so manches Kolleg geschunden, da das überfüllte Maximum keine Kontrolle kannte, der gute Professor Dr. Seidenraupe, ach, hatte der erst eine Freude. Er achtete nicht, als das Weinsauerkraut auf seinen Teppich triefte, daß Frau Professor schalt. Er hatte seine große Tat, sein Lebenswerk. Vierundzwanzig Bände hat er noch über diese jämmerliche Kladde eines Lebens geschrieben, bis er über dem vorletzten Worte des letzten Satzes die fleißigen Augen schloß. Der Satz aber hieß: So ist sie auch diese problematische Natur, von der man sich noch so mancher schönen Gabe hätte versehn dürfen, vor der Zeit von hinnen...

Ein anderer Professor ergänzte mit ungewöhnlichem Scharfsinn den Torso und schuf damit noch einen 25. Band dieses monumentalen Werkes.

Mit wie wenig kann man doch manchem eine Freude machen, so man sich nur zu rechter Zeit zu opfern versteht.

Mit so einem Quark wie ein verpfushtes Leben!
Vivat sequens!

Mein Heiliger Abend

»Meinetwegen!

Nun machen Sie aber, daß Sie herauskommen!«

Als die Wirtin gegangen, machte ich mir an dem einzigen Stuhle Luft, den mir die Wirtin soeben vor die Tür zu setzen die große Gewogenheit hatte. Ein bewährtes Mittel, eine innere Empörung niederzudämpfen, dessen sich, verlässlichen Gewährsmännern zufolge, schon der Altreichskanzler nicht ohne Erfolg bedient haben soll.

Noch einmal öffnete sich die Tür dem Ingrimme meiner liebwerten Frau Hospita:

»Also morgen mittag zwölf Uhr! Sind Sie dann noch immer nicht raus, dann schmeiße ich Ihren Kram auf die Straße und Sie hinterher.«

»Schöne Seele!« meinte ich bescheiden.

»Sie machen sich wohl noch lustig über mir, Sie Strolch Sie! Sie Erzgauner! Überhaupt sone Schriftsetzer, eine nette Package muß dett sind!«

»Sie vergessen sich, verehrte Frau Meckert, denken Sie daran, daß heut Heiliger Abend ist!«

»Ach Heiliger Abend! Ihnen schießt der Hund was!«

So, nun war ich endlich allein mit dieser an Gaben und Ahnungen so reichen Weihenacht des ganzen Jahres.

Meine Bescherung hatte ich bereits weg. Zwei Pakete auf einmal. Nett, nicht wahr? Es gibt doch noch gute Menschen!

Das eine Paket enthielt ein Drama in fünf Aufzügen. Das betitelte sich »Schillers Lehrzeit«, war gut geschrieben, darum von mir. Es sei nicht künstlerisch genug, zu belehrend!

Zum Kuckuck nochmal, dafür heißt es doch auch Lehrzeit!

Das zweite Paket enthielt: Sappho, Roman der Schönheit von Peter Hille. Auf den hatte ich die meiste Zuversicht

gesetzt, wie ich an Schillers Lehrzeit – und das doch wohl mit Recht – die höchsten Erwartungen geknüpft hatte.

Nun war auch er wieder da.

Noch aber hoffte ich. Während ich so am Hoffen war, ganz hoch in den Hunderten schon, fingen in feierlicher Tiefe die Glocken an zu klingen. Bald aber hörten sie wieder auf, und ich konnte unabgelenkt in mich zurückkehren.

Es gibt eben so ungefüge Stunden, gewöhnlich an geweihten Tagen, wo man dem lieben Gott Ohrfeigen anbietet und sich selbst rechts und links welche verabfolgt in machtlos aufsiegendem Grimm gegen die Bosheit des Schicksals, das wir in uns selbst zu züchtigen glauben.

Es werde Licht!

Es wurde aber keins. Denn die Lampe stank, als ich mit ihr mein gequältes Dasein etwas erleuchten wollte, stank wie die mürrische Miene meiner Wirtin, die da draußen herumrumorte, um mir ihre trauliche Anwesenheit nicht ins Vergessen zu bringen.

»Det nennt sich Schriftsetzer und hat keine heile Hose am Arschel!« Diese sinnige Bemerkung hörte ich immer wieder unter einem bitteren Gelächter, mit allen jenen Kapriolen, jener Impudenz der Impotenz, die ein Kritiker-genius, ein Kerr etwa, zu zeigen pflegt.

»Ausräuchern müßte man die Schwefelbände!«

Meinte sie nun mich oder Sudermann oder Kerr?

Und fragen konnte ich nicht.

So erhielt ich keinen Aufschluß.

Es fing gut an.

Erst hatte mir Redakteur Lausewetter Kindersachen zurückgeschickt, die er vor einem halben Jahr angenommen hatte, nun aber ablehnte, weil in letzter Stunde Liliencron und Bierbaum noch eingesandt hatten. »Und solche erste Namen«, meinte mein Lausewetter mit dem-

selben Takt, wie er auch den Tag der Rücksendung gewählt hatte, »die müssen wir bringen.«

Weh dir, daß du ein Enkel bist!

Nun blieb noch eins!

Heute hatte ich noch zu essen. Eine Schrippe von Mittag her und einen halben Hering. Wie ich nun meines gefrorenen Herings eiskalte Schilfern zwischen meinen Zähnen fühlte, da kam ich mir vor wie mein Symbol, wie ich als solches mein Leben verschlang.

Ich lehnte meine Stirn gegen das Fenster. Es waren wieder irgendwo, ganz dumpf, Glocken in der Luft. Dumpf und müde! Dumpf und müde! Ich konnte es mir wohl denken! Die armen Glocken! Zweitausend Jahre lang schon haben sie gelogen.

Von Frieden und sowas.

Das ist schwere Arbeit.

Fast wie Sterben.

Das wissen auch die Dichter.

Darum sind sie den Glocken so gut.

Eintönig klägliches Getute einer Kindertrompete. Da hatten wir die Bescherung!

Aber es mußten viele doch nichts gekriegt haben heute.

Es sah so ärgerlich aus draußen.

Es war alles so gereizt, als nun die paar Hinter- und Dachfenster, die ich da und dort vor mir hatte, allmählich undeutlich erleuchtet wurden.

Wie geronnenes Blut etwa.

Begreiflich: kein einziger Christbaum!

Nur gerade gegenüber aus dem Hinterhaus der Villa in der Regentenstraße kamen einige Tannensterne zum Vorschein: da wohnte wohl der Bediente oder Kutscher.

Da vorn aber, wie mußte es da erst aussehen! Da war ich angerichtet.

Ja, wirklich ich. Corinth hatte mich gemalt, und die Dame des Hauses von ihrem Gemahl mich zum Weihnachtspräsent ausgebeten.

Und sie hatte mich bekommen. Denn ihr Mann gewährte ihr alles, was er ihr nur an den Augen abzulesen vermochte, und er konnte es auch, denn sein Tagewerk war Knipsen. Nicht im Schalter, sondern vor dem Tresor.

Da würde es hergehen, da vorn! Wie ich da bewirten mochte, wie mir zu Ehren die gebranntesten Korken sprangen! Kaviar fürs Volk, dort in einem Kreise, der mir Verständnis entgegenbrachte.

Noch aber war meine Stunde nicht gekommen. Noch stand ich im Lorbeerkranze hinter einem Vorhange.

Er fiel. Welche Überraschung begrüßte mich, welche Bewunderung!

Wie zufrieden lächelt der Gastgeber über seinen Geschmack. Ich sagte es ja immer, eine Weinzunge ist verwandt mit der hohen Diplomatie, ist zu allen Dingen nütze.

Es klopft.

Der Briefträger.

Eine Überraschung! Ein Paket, der dämonische Sagenroman »Der Rattenfänger von Hameln«, meine letzte Hoffnung – nun liegt sie vor mir!

Der gute Briefträger: schenkte er mir doch die fünf Pfennig Bestellgeld, die ich nicht zahlen kann. »Na, weil Heiliger Abend ist!«

Die Stube ist ganz voll. Eine bereits dichte Versammlung hat darin Platz genommen: die Finsternis.

Wie außen, so mag's da drinnen sein.

Da wird's heller. Die Sterne droben klappern und zwin-kern vor Frost.

Ich will ihnen auch eine Überraschung bereiten.

Wem soll ich was schenken?

Meiner Wirtin?

Aber was?

Mich selbst!

Aber das nutzt nichts. Wenn ich mich aufhänge an dieser Schnur um das Paket von Lausewetter, das ich geduldig aufknoten muß in der Finsternis, weil ich kein Messer besitze. Man holt mich ab zum Schauhaus, und übermorgen hängt dort der Zettel aus.

Das hat alles gar keinen Zweck. Dynamit! Könnte ich nur Dynamit kaufen, würde das hell werden, hell für alle!

Die Kathedrale sollte aufleuchten in ungeahnter Lichtfülle Gott zum Preis und seiner schönen Welt!

Ein deutscher Dichter, der sich nicht mal ein bißchen Dynamit kaufen kann zum Christkindchen – pfui Teufel!

Und ich lache – ein Timonslachen.

O Gott, wie schön ist doch die Freiheit, das äußerste Elend!

Man ist so sicher, tiefer kann man gar nicht fallen!

Morgen, wenn ich erwache, erster Feiertag, spitzenfrische Morgenröte und draußen Kinder, die stolz und neidesfroh die Vorzüge ihrer Puppen spazierenführen und minderbeglückten, weniger bedachten Gespielinnen gegenüber preisen.

So bleiben sie, auch wenn sie erwachsen sind.

Nur daß sie selbst die Puppen sind und ihren Puppenstaat lieber am eigenen Leib tragen.

Der Geist und sein Denkmal

Es ist in jenen Jahren, da die Bücherwelt aufs Höchste gestiegen, kurz vor jenem glückseligen Augenblick, da die Menschheit, die so töricht aufs Überkommene versessene Menschheit, Purzelbaum schlägt mit ihrer unsterblichen Seele und alles über Bord wirft, auf die vielgeliebte Gelehrsamkeit nun einmal sich selbst wagt.

Da, in dem unheimlichen Grübeljahrhundert Neunzehnhundert, bringen die Bauern die Finger an ihre gerunzelte, von der Göttin der Weisheit in Denkerfalten gelegte Stirn und fragen sich: To be or not to be... Auch Sätze werden gewälzt wie: »Aber nicht dieses will man durch die Definition erfahren, worüber in allen Urteilen geurteilt wird, sondern was mit demjenigen, worüber in allen Urteilen geurteilt wird, geschieht, indem darüber geurteilt, und dieses Verlangen wird doch nicht befriedigt, wenn mit der Angabe des allen Urteilen gemeinsamen Inhaltes noch die Worte verbunden werden, es werde im Urteile etwas ausgesagt oder ausgedrückt oder zum Bewußtsein gebracht oder unmittelbar bestimmt.«

Man nimmt sie mit aufs Feld, um mit ihnen den Geist anregend zu beschäftigen, während die schonend behandschuhte Hand von den Zinken einer von der Arbeit mittels einer Spieldose musisch inspirierten Gräbe den Mist streut.

Da sind sie stolz auf mich geworden, glauben mich verstanden zu haben und haben mir ein Denkmal verbrochen auf der Hauptstraße meines Geburtsdörfchens Erwitzen, an der lebhaftesten, verkehrsreichsten Stelle, wo eine Entenpfütze idyllisches Behagen und reges Leben schafft. Gegenüber neben der Pfütze im Garten des Försters sprudelt eine bisweilen sich hebende Fontäne.

Nun ist es Nacht, der Mond überfließt mich weich und frostig, und ich friere noch für mein armes Bild mit.

Statt der Enten hockt die Ente der Amphibienwelt – ein breit gemaulter Frosch da und wundert sich. Oder glossiert. So etwas Kannegießern schien im Spiele. Der prüft mich.

Und mein durchgefrorener Geist, der leider seine Unterjacke vergessen hat, sagt sich:

»Wie das arme Bild da einsam steht! Ich muß ihm Gesellschaft leisten, so lange ich kann, und wenn es mich auch einen unsterblichen Schnupfen kostet.

Es ist doch sinnig und vermittelt das Verständnis, so ein steinernes Bild. Wenn es auch nicht so ähnlich sein sollte, als zu wünschen wäre, so ist es doch in seiner monumentalen Starrheit ein Sinnbild der Leseköpfe.«
Wer sprach da?

Und erschreckt starrte der Frosch mich an.

Enthüllung Auch ein Ausblick auf das Jahr 1900

Lebhafter Blutlauf in den Adern der märkischen Kleinstadt Berlin, jenem unorganisch geschichteten Haufen von Ansammlungen, der mir stets wankend vorkommt wie eine ohne physikalische Kunde übertürmte Säule von Büchern: Unten Liliputbibliothek und oben drauf Konversationslexikon.

Über alles hin aber ist der vielleicht etwas lügnerische und trügerische allerneuste Zuckerguß der Allerweltsliteratur gebreitet, der bewunderungsvolle Anhänglichkeit bietet, ehrende Aufnahme bereitet einem Ibsen, Strindberg, Hansen, Hamsun – wie arabisch! – Garborg.

Die selbst Gäste sind, haben wieder Gäste! Wenn das nicht den Eindruck des Gezüchteten macht, dieses Treibhaus des Geistes. Berlin ist künstlich Geistesmetropole, ergibt sich nicht natürlich als solche. Weder nach seiner Artung noch zufolge dem deutschen Wesen, das gern in der Heimat weilt oder ad libitum geht. Das parvenumäßige Einwandern schriftstellerischer Aufstreber greift in der Regel daneben; persönliche Auslebung leidet in der Großstadtschablone und gesellschaftlichen Nichtigkeiten Einbuße. Wir sind nicht Paris, Berlin ist keine Spinne, die alle Fliegen an sich zieht in die Maschen ihrer Straßen.

Nein, alles das spricht nicht, Tingeltangel, Orpheum, Architektenvereine, alles das sagt nichts.

Auch die Versuchsbühnen sprechen nicht, höchstens die Sozialdemokratie, welche in ihren Erholungen mindestens den Zukunftsstaat bereits vorwegnimmt.

Lebhafter schon äußern sich die verkrachten Theater, solche Spekulation leisten nur Weltstädte sich, und das Selbstbewußtsein der Zentrale, die Kultur- und Zivilisationsaufgabe der billigen Presse, der journalistischen gol-

denen Hundertzehn, prägt sich aus in den Abend- und Morgenzeitungen, die auch in die fernsten Winkel des weiteren Vaterlandes dringen, lokale Philisterhaftigkeit herablassend beiseite schieben und dafür einführen die elektrisierenden Offenbarungen der Hauptstadt. Ja, da weht schon Großstadtluft! Aber in den Ausstellungen und Festen, da vor allem pocht der Großstadtpuls, der fiebererregte, Aufregung gewohnte. Und – zur großen Sylvesternacht des neuen Jahrhunderts – ein ganz besonders, einzig aufgespartes Fest muß es sein, daß die Provinz ganze Völkerwanderungen an die vermittelnde Treppe des Bahnhofs Friedrichstraße abgibt, daß Antisemitenradau nicht die Leipziger Straße durchheult und zahlreiche blanke Zylinder unangefochten ihres Weges ziehn zum großen Stern; junge Dichterzylinder, die vom ersten Honorar sprechen, und alte Geheimratsangströhren. Aller Wagenverkehr ist wegen des Gedränges polizeilich verboten, und Fahnen verdunkeln den elektrischen Tag, sie strecken sich einander zu und unterhalten sich vom Fest. Gerade, starr, wie in Parade feierlich; vor den Häusern wie Posten, umgefallene, liegen die Schatten vor den Häusern. Alle Glocken klingen, aber keiner hört sie. An langen Stielen und Stauden blühen die Kronen prachtvoller Feuerwerke, und das Licht der Intelligenz schlägt Rad. Beruhigend blitzen zu Tausenden Helme und daneben ein Pflaster, ein mehr den Fuß lockerndes Pflaster von Zylindern.

Der Zylinder, spiegelhell vor Gesinnung, ist der Helm des Zivilisten.

Lautlose Erwartung!

Das Herz setzt aus, endlich fällt die Hülle.

Ein Denkmal mehr! Das könnte doch kaum in Erstaunen setzen. Treu seinen neuesten Traditionen hat Berlin nach seinem ernsten, harten, preußisch-statuarischen Anfang allen Verkannten und Verwiesenen Denkmale gesetzt. Ganz zuletzt noch hat es den armen Heine liebevoll auf-

genommen in verklärenden Stein, nachdem seine Vaterstadt mit seiner entrüsteten zum zweitenmale Zurückweisung sich nun endgültig blamiert hatte.

Und nun – da steht der Geist des Preußentums, der mit wuchtiger Hand einen Drachen arretiert, der vieldeutig wie Musik eben alles Demagogische bedeuten kann. Ehr-süchtig küßt das Licht die Spitze der Hülle seines Hauptes, das hoch und himmelanweisend ragt wie die Spitze eines Kirchturms. Der Dorn der Pickelhaube ist der Kirchturm des Staates und der Helm der Gegenwart Tempel.

Und da steht er, der Gendarm.

Aus Briefen

An einen Verleger (10.12.1882)

[Amsterdam]
108 Pacotastraat

Hochgeschätzter Herr!

Verzeihen Sie, wenn ich mich mit einer Anfrage an Sie wende. Ich habe seit ungefähr 6 Jahren den Schriftstellerberuf verfolgt, für Monatsschriften, literarische Blätter und poetische Jahrbücher geliefert.

Im Jahre 1879 war ich Redakteur des Bremer Tageblatts. Seitdem habe ich mich über 2 Jahre in London aufgehalten, besonders um die große Bibliothek des British Museum zu benutzen. Seit 6 Wochen nun bin ich auf holländischem Boden, eine Woche in Rotterdam, die übrige Zeit hier. Ich möchte nun gerne einen Verleger finden, der mit Vertrauen den Gang mit mir in die Öffentlichkeit wagen würde.

An Nummern, Heften und Büchern, in denen Produktionen von mir stehen, habe ich nichts zur Hand – nur eine Kritik über einen Essay, den ich im September 1878 für die deutschen Monatsblätter lieferte. Auch einen Brief Victor Hugos habe ich beigelegt, den mir der gefeierte Mann im August 1879 schrieb. Es sind über 3 Jahre, seit ich nichts mehr veröffentlicht habe. Ich hielt es für gedeihlicher, erst etwas zu erfahren und durchzudenken, statt so modern jungweg drauflos zu schriftstellern. Nun möchte ich fragen, ob Sie mich in einer Beziehung verwenden können als Autor, Editor oder Journalist. Ich habe 7 dramatische Arbeiten, deren Einheit das Lebensproblem ist. Sie heißen: Fürst Bismarck, Komödie in 5 Akten, Die Welt: Trauerspiel, Der Herr, der geweckt sein wollte – Posse. Der Doppelgänger – Schauspiel. All diese Sachen haben denselben Gegenstand, die unergründliche Welt, es sind Spielarten der Grübelei – auch

Revolutionen sind Grübelei –, verkörpert in die verschiedenartigen Charaktere von Dramen und so hoch oben in Dramen so verschiedener Tonart ist die Grundstimmung hinlänglich differenziert. Doch es ist nicht möglich, das Eigentümliche dieser Beziehung mit einem Worte klar zu machen, das kann nur durch Proben geschehn.

»Neujahr« ein Monatsheft von nicht zu großem Umfang, 60 Seiten vielleicht, und wenn möglich zu 50 Pfg. das Exemplar, eine Lieblingsarbeit für mich, die Auswahl unter dem Einsichtigsten und Anspruchslosesten, dem Kühnsten und Zartesten unter den geistigen Erzeugnissen, die zu meiner Verfügung kommen werden. Wenn Sie vielleicht eine deutsche Zeitung hier am Orte rentabel finden, ich würde dieselbe in einem möglichst unbefangenen Sinne redigieren, bei gegebener Gelegenheit eine politische oder gesellschaftliche Frage in einem Leitartikel behandeln, auch über die Vorstellungen der deutschen Operngesellschaft referieren. Soweit der Journalist. Meine litterarische Lust würde ich dann im Sonntagsblatt und im Feuilleton befriedigen. Das Eleganteste, Knappste, Originellste, was sich beibringen läßt, soll darinsein.

Wenn Sie sich für »Neujahr« entschließen, so könnte ich in äußerst kurzer Zeit poetische und novellistische Beiträge hier haben – in einer Woche. Bis dahin könnten das Vorwort, das ich als Tendenzprobe beigelegt habe, und ein Aufsatz von mir über den dänischen Dichter Henrik Scharling, der den Schluß des Heftes bilden [aber?] als zur Hand vorläufig schon gedruckt werden mag, gesetzt und korrigiert werden. So würde das Unternehmen noch fast rechtzeitig für das kommende Jahr beginnen können. Etwaige Annoncen wären wohl am besten apart zu drucken und einzulegen, da das andere Verfahren, zeitungsmäßig auf den Inhalt die Nachrichten folgen zu lassen, geschmacklos unangemessen ist.

Ich könnte auch aller Wahrscheinlichkeit nach eine treffliche Komposition in jeder Nummer des »Neujahr« erscheinen lassen.

Bitte den beigelegten Brief von Victor Hugo, die Zeitung und den Aufsatz für mich zurücklegen lassen, wenn Sie mich keiner Antwort würdigen sollten.

Peter Hille

An Heinrich und Julius Hart (11.5.1883)

Amsterdam
Dacotastraat 108
in o+huis

Aber Kinder! Ihr laßt mich ganz absterben von Euch und unserer schönen Jugendzeit. Es ist so wehmütig einsam in der Fremde jahraus, jahrein, ohne ein Freundeswort, und ich liebe euch doch so, euch lieben beiden prächtigen Jungen und Emil, den Gediegenen. Nein, ich bin nicht sentimental, in keiner Hinsicht mehr Betrug, Schein, Schwärmerei, vanitats vanitatum sind genug abgefallen – was ich nun noch sehe, ihr seid mir das Brot des Lebens. Wir sind keine Toren, es gibt auch gerade keine Jugendtorheit, nun was sich äußert, ist so linkischnaiv. Die besten Jahre der Poesie liegen in der Kindheit und ersten Jugend, so anträumerisch das Leben. Hernach verliert es sich, und man hat nur noch mit dem Einzelnen zu tun, das Einzelne zu bekämpfen, das Einzelne zu leisten und sich vom Leben auszuwählen, was man kaufen kann. Da wirds klein. Da muß man Feenzauber in Bücher legen, den man selbst nicht mehr fühlt, den man als Kind gefühlt und den man nun in Worte zu bringen die Macht hat. Die Zeit der poetischen Empfindungen geht dem Gestalten um 10-20 Jahre voraus. Alles das Innigste in der Poesie, diese Wehmut des Unendlichen, hat man gefühlt, als man mit 4, mit 6 Jahren unter das gewaltige Unbekannte trat, man fühlte es damals und weiß es nun.

Ich kann der Welt, dem Weiten, dem Epos gegenüber vor Glück seufzen, keine Offenbarung, das!

Wir verändern nicht, wir sind Dichter, alt, einsam, Ur in der Welt, und wie müssen uns rufen in der Welt, wir Freunde. Das rührt die Erhabenheit auf, die in uns

schläft, und wir sind wieder glücklich, wieder hell, wieder begeistert, berauscht. Das bin ich von Euren Briefen immer. Wie wir in die Welt kamen, so treten wir auch wieder hinaus, etwas Wissen, etwas Verdeutlichen, vielleicht auch Liebe, das dreht sich so nach dem Sonnenstande, ist jahreszeitlich. Aber Freundschaft ist schon auszeichnen.

Man hat einen Weg zu gehen, auf dem man Gefährten haben muß, eh man noch weiß, was man zu tun hat im Kommenden. Freundschaft in der Knabenzeit ist ein Beruf für Manneszwiesprache, ein Beruf zum Forschen, zum Raten und Umfassen, zum Weisen und Lassen und Eingehen zum Richtigen. Und das Richtige ist hier die Dichtung und dort das Verbleiben des Menschen im Weiten, im Ungeschlossenen. Weiter nichts. Es regt sich, und hell blickt das Auge des Geistes, dann wieder Nebel, die Aussicht will sich schon wieder schließen.

Nun lassen wir, wenn es nur bei uns recht hell und fest ist, das soll genügen. Die Welt sucht Beschauer und findet sie. So laßt den Menschen gehn, es kommen andere und haben dasselbe, der Mensch lebt ewig, weil das All ist. Was damit wird, das Genauere, nicht kümmert's mich. Ich bin und will aus sein, weiter reiche ich nicht und will sagen, was ich zutiefst, zuinnerst gefühlt habe. Das ist meine Bestimmung. Nun, ich möchte etwas von Eurer hören. Habt Ihr sie auch so? Ich glaube, ich weiß: ja. Das eben ist ja unsere Freundschaft. Worte übrig. Nun schickt mir Eure eigensten Sachen, Euren Erfolg und Plan und Euer Einfluß und dann, ich habe hier Berichte für die Ausstellung, wenn Ihr mir noch einige dazu verschaffen könnt. Gut, dann bleibe ich bis Anfang Oktober, oder ich gehe nach Deutschland, wenn ich dort Platz finde. Ich glaube aber kaum. Besser wirts sein, ich bleibe hier und gebe Stunden und liefere erst noch Ausstellungsberichte. Meine Sachen bei Emil werden wohl noch etwas bewahrt werden können auf dem Boden.

Wenn ich nicht nach Deutschland gehe, lasse ich sie mir bald kommen, das Wichtigste aus den Papieren zu nehmen, die Gedichte, so was.

Jung im Alter und alt in der Jugend, so alt, so ist man und steht man und wundert sich, daß die Zeit noch nicht steht. Der Weise steht und der Geist geht. Was andere Uhren sagen: Nun ist er fort. So geht der Dichter hin.

Was und wo ihr seid, ihr wißt nun, wie nötig ich Euch habe und antwortet bald, aber nicht hinausschiebend, denn das ist quälend, ihr halbgegläubten Kerle, Eurem alten urewigen Freunde. Im späteren Leben will ich mich an das Einfache halten, um leisten zu können, was in mir sitzt. Meine Sachen werde ich auf eigene Kosten, so ich gerade etwas Geld dazu habe, drucken lassen und dann, was wird, wird. Egal. Das Meinige ist dann getan. Weiter gehts mich nicht an. Wers kaufen will, tuts. Viel ist schon fertig, und viel kommt dabei. Ein Belauschen des Innersten, obs paßt oder nicht, ob ein Verleger es nehmen will oder nicht, nein, darum kann ich mich nicht kümmern, auch nichts tun, auch nicht unreif lassen, wenn Erfolg kommt und Verleger betrügen. Verleger sind die Wucherjuden, die [ein Wort unleserlich] leihen. Ich bin das schon nicht mehr. Nun ganz mein in Notstand und allem Wechselgang des Lebens, meine Gedichte lasse ich nicht. Mit allem Innersten, die Welt bleibt und wird sein, wie sie vor war, ich lasse in mir keimen, denken, bilden, schreibe auf und bemesse – dann fängt die Linie des Schicksals und der Welt an. Nur bergen möchte ich, sonst gleich im Fremden. Nun ich phantasie, deliriere, lasse warm brütende Gedanken so gehen, wie sie kommen, um Euch zu sagen, wie mir ist, und bin Euer inniger Freund, so auch Emil und ihr guten Jungen!

Nein! Nun genug! Antwortet! Ja und schickt Eures Geistes...

Auch die Gedanken [ein Wort unleserlich] und man muß sie gewähren lassen, wie Saft in [beschädigte Stelle] und so ist dieser Brief in Zickzackadern von willenslosen [beschädigte Stelle]

[Die letzten Zeilen der Seite sind teilweise zerstört, daher die plötzlichen Abbrüche.]

An Karl Henckell – Hohenborn (1887)

Mein lieber Karl!

Sparsam mit der dichterischen Lebenskraft! Keine Flügelschläge machen, treiben lassen, Nicht suchen. Nicht produktiv, nicht bedeutsam sein wollen! Es gibt auch Dichtungswetter, dem muß man sich überlassen, in guten Jahreszeiten viel, in schlechten wenig geschehen lassen.

Ganz unvermutet wird man sich erneuern, wenn man wahr und frisch bleibt. Und du darfst Deinem dichterischen Organismus vertrauen.

Deine Strophen habe ich viele, viele Male aufmerksam durchgelesen, und werde nun manches niederschreiben, was mir eingefallen ist und einfallen wird dabei.

Wesen und Dichtung steht bei Dir in außergewöhnlich enger Berührung. Deine Persönlichkeit wächst, deshalb das Ungenügen an Deiner jetzigen Dichtung. An und für sich betrachtet macht Dein Skizzenbuch künstlerischen Eindruck. Aber für Deine Freunde ist das Gegenwärtige noch erfreulicher; es ist viel Unruhe, Aufbruch darin. Du willst Dich fortbilden. Einige Worte Deiner Karte zeigen mir, wie genau Du Dich selber erkannt hast. Nur verkünste, zwänge und verkünste in dieser Übergangszeit nichts an Dir.

Die größeren, weiteren Gebilde werden schon selbst klopfen, sobald sie reif sind, und das wird vielleicht überraschend schnell geschehn. Es ist möglich, daß es bei Dir der Humor ist; ich glaube es aber nicht.

Wie mir noch vorkommt, bist Du zu ernst, zu tief, zu feierlich dazu. Aber, man kann ja nicht wissen! Daß Du Dich von der Schule losgesagt hast, ist gut; denn während man in einer solchen ist, verliert man das Gefühl

für die eigene Individualität, büßt Zeit in Irrungen ein und findet sich vielleicht erst spät wieder zurecht. [...]

Bis jetzt, Carole, liegt Dein Zauber im Erotischen und Humanitären. Ich weiß nicht, ob ich das sicher fasse: mir kommt es vor, daß die Wirkung Deiner Poesie dann ausbleibt, wenn Du falsch, d.h. Richtiges an unrichtiger Stelle auffaßt, einen poetischen Gegenstand da, wo er gerade nicht poetisch ist, vor oder nach der Poesie. Könntest Du das wohl finden? In den sozialen: nach, da ist es zu spät.

In persönlichen Gedichten oft vor dem Kraftpunkte: da ist es zu früh. Also: Echte Lyrik nährt sich von der feinsten Epik. Ja das ist wieder einer meiner Orakelsprüche, und da muß ich armes Orakel dann mal wieder den Kopf in die Hand nehmen und meinen Spruch erklären. Lyrik muß in einer schon vorbereiteten Stimmung schwimmen. z.B. Chamissos Brautlieder in intimen Epen; daß solche vorhanden gewesen sind, muß man an den lyrischen!!! Worten spüren! Worten, die mit Entrüstung, Jubel und dergleichen Stimmungen vom Vorhergegangenen herkommen, geladen sind. Vom erfrischten Grün des Gewitters.

[Nachschriften]

Bismarck ist fertig; nur wählen und sichten noch. Vielleicht bewahrt Herr Schabelitz das Geschickte noch etwas, bis ich die Kosten tragen kann für den Fall: Love's labour lost. Oder: ich schreibe jetzt den König Hamlet, eine Nänie. [Gedicht: Ludwig II.] und Don Juans Memoiren. D.J.s. Hochzeit, D.J. als Familienvater. Vielleicht, daß Herr Schabelitz diese übernimmt und von dem Überschuß B[ismarck]-Risiko. Herr Schabelitz ist der Extremste.

Wer war denn der Don Carlos, der mir auf gelbem Druck ironisches Kaisergeburtstagslied aus Zürich schickte? Nach Handschrift des Umschlags Du nicht.

Also weiter suchen, hilft nichts. Und Stuttgarter Verlag?
Das ist lebendiger Tod. Versuchs ein Verleger und ist es
nichts, dann gut. Wille des Schicksals. Übrigens werde
ich, wenn Bismarck konfisziert wird, alles versuchen, die-
se literarische Ungerechtigkeit wieder aufzuheben; derlei
darf nicht sein, Dichtung ist frei!

Wenn Du Roccocos Freuden und Leiden oder Für
höhere Töchter in ein Züricher Blatt besorgen könntest,
so wäre mir das ganz angenehm. (Abschrift nur eine
Kleinigkeit.)

Hast Du die Münchner kennengelernt? Greif, Conrad,
Kirchbach. Conrad scheint mir ein prächtiger Kerl,
Kirchbach ein unausstehlicher Pinsel à la Bleibtreu zu
sein. Bleibtreu versucht alle Pinsel, aber keiner will zur
Unsterblichkeit anstreichen.

An Karl Henckell (1887)

Pyrmont, Bahnhofsstraße

Mein liebster, trefflicher Karl!

Deine Amsellieder erhalten. Tausend Dank. Herrliche Sachen darin. Das Buch berauscht. Auch Hartleben macht sich. Empfindungsvolle, schwerfruchtig üppige Überraschungen – so was Weltsaftiges, so aufs Geratewohl, wo Du auch hinguckst, hier und da herausgenommen.

Diese kleinen Politika, meine Meinung über Liberale usw. ganz dieselbe. Das Koloniegedicht von [Name unleserlich] und Heinrich Schäublers »Heimatklang vom grünen Strand der Spree«. In dieser Sammlung gefällt Du mir nun ganz und voll. Das Pathos, das ich in Deinen sozialen Gedichten Dir nicht stehend fand, ist nun ganz aufgesogen und in unmittelbare, schmerzmutwillige, schöpferisch-ironische Lyrik umgesetzt, Lyrik oft sondergleichen, Poet von Musengnaden, Du.

Ich habe auch eine dicke Sammlung liegen, bisweilen mal eins in einer Zeitschriften-Anthologie – das ist alles. Daniel Defoe – Idylle – Nun stimme – S.118-120. Heinrich Kornzoll und Deutschland – Näherin im Erker – Ausnahmegesetz – Sehnsucht – Weil Du das Weltlicht – Versunken in Erinnerung – Dichter – [Anfangssilbe unleserlich] – Lawine Wolff – Laß ein ehrlich Lied erklingen – Atheistenprotest – Das Glied im Universumsring – Ich saddle mir – Tanz und Glanz – Braut – Gattin – oder kurz gesucht alles. Jedes ein ganz anderes.

Wer war denn der [ein Wort und ein Name unleserlich] oder Conradi?

Wie gefällt es Dir in Zürich?

Ich hätte nicht übel Lust, auch mal hinzukommen im Sommer. Aber, lieber, herrlicher Freund, schnelle Ant-

wort, lange Antwort. Ich habe außer Roman »Die Tochter des Messias« und Novellen geschrieben eine fünfstufige leider zweihundertseitige Trochäentragödie »Nihilisten«. Ein zolaistisches Epos »Die wahnsinnige Blutwurst«. Seit einem Jahr sammle ich an Gesichtspunkten für in [ein Wort unleserlich] Fassungen – angelegte Darstellung des »deutschen Neutralismus«, nicht nach Partei, sondern dem Wesen nach. Es soll in Lieferungen erscheinen, vielleicht 9, zusammen 600 Seiten.

Wenn Du mir außer diesen Werken, Strophen und Amselrufe, noch etwas schicken kannst von Dir in Büchern, Einzelbeitrag mit Biographie, so kommt das gut zupaf.

Von wem ist Helene, das mir Schabelitz schickte, und Turm? Bohrender Jugendschmerz findet in Helene, das ich dramatisch auffasse, einen geradezu zermalmenden Ausdruck. Und in Sturm sind die machtlangen wahren Schlachtreihen der Empörung in ungeahnter neuer Entfaltung – während doch sonst sozialdemokratische Gedichte an schlecht mit großem Pathos überschneidender Nüchternheit leiden.

Ich dachte fast am Stil des Einleitungsgedichtes Dich zu erkennen. Aber bald fand ich, diese Individualität blieb mir noch fremd. Ich dachte fast, Helene sei von Richard Voß. So mein lieber, junger Goethe, aber mit freiestem uneingeschränktem Sinn –

Dein alter Peter.

Im »Kunstwart« werde ich vielleicht Rezension über Dein Buch und die beiden andern bringen.

[Nachschrift] Von wem war ein Bogengedicht, Kaiser Wilhelm, Geburtstagsgedicht, ironisch, das mir von Zürich zuzuging?

An Heinrich und Julius Hart

Roma, 29. Januar 91
Cafe del impero Africano,
Via del Tritone No 182

Heinz und Uli, ihr beiden Korrespondenzräte erster Größe, es geht Euch gut, ihr habt Euch in die Höhe gearbeitet. Darum muß und kann ich Euch daran erinnern, daß ich Euch vorstreckte, als ich in der Lage war. Nun seid ihr's, tut das Gleiche und sendet mir umgehendst etwas, 20 M. müßten Euch möglich sein! Später kann ich vielleicht mal wieder einspringen. Es ist besser so, als daß einer den andern im Schlamm sitzen läßt. Allerernstest, das Wenige, worauf ich Anspruch habe, Gesellschaft und Moderne Dichtung, wird mir so spärlich. Etwas bei Blättern unterzubringen, ist mir nicht möglich.

Wenns Eure Interessen nicht beeinträchtigt, könntet Ihr mich bei Täg[lichen] Rundschau als sehr gelegentlichen Mitarbeiter einführen und mir die genehmsten Artikel, Behandlungsweise und Umfang etwas angeben. Es wäre mir sehr angenehm gewesen, von Euren Sachen zu erhalten, mitzuarbeiten daran. Aber nein!!

Nun Ihr Guten, Lieben, Verbrecher an Freundschaft, muß ichs Euch anheimstellen. Wenig Vertrauen hab' ich auf eine Gegenregung Eurerseits. Aber bei Gelegenheit dieses Briefschreibens, dieses mit Euch Befassens brechen die alten Empfindungen wieder durch. Freundschaft scheint ein Instinkt, der durch's Wetter darüber nicht ganz entwurzelt werden kann.

Nun lebt wohl, Ihr –
Ihr –
Jugendfreunde. Euer Peter.

Mackay ist in Rom, er war ein paar Mal bei mir, drang mir seine Hilfe auf und wollte, wie mir schien, dafür eine Sklaverei meines Wesens unter seine Anordnungen. Da ich das nicht machen will, ist er Gift und wird nun mir wohl den Weg vollspeien.

Aber ich werde den Weg, den mir dieser edle Wüterich vollspeit, wohl wandern können.

Er sieht ein gräßliches Gebilde von literarischem Schwindler in mir; doch ich habe den Humor wiedergewonnen.

Wo mir Hindernisse seitens des M. begegnen, werde ich sie mit ruhigem männlichen Wollen wohl fortschieben können.

An Hermann Evers (4.7.1893)

Lieber Hermann!

Ich befinde mich seit über 2 Monaten im bittersten Kampfe um's Dasein, um's literarische Dasein.

Ich konnte nicht immer so in's Blaue hinein schreiben, mußte sehen, versuchen, Anknüpfungen suchen.

Ja, das echt Künstlerische bringt wenig, sehr wenig und schlecht bezahlte Organe. Das tägliche Pflaster müßten Feuilletons sein, die für 8,9 Spalten 40-50, 60 Mark bringen. So ein Feuilleton [unleserliche Wörter] schreibt man in den [unleserliche Wörter] Stunden. Aber man muß den Geist des Blattes kennen [unleserliche Wörter]. Das Feuilleton verlangt Tagesmeinung, aber noch mehr Routine.

Ich habe persönliche Verbindung mit einem Dutzend Hauptzeitungen, darunter Tägliche Rundschau angeknüpft. Aber meine Versuche waren noch zu subjektiv, die Blätter [unleserliche Wörter] eine zeitlang lassen, meinte der Redakteur. Bin ich zur Ruhe gekommen, kann ich die 10 Mark bald zurückerstatten, nun sind sie eine Welt für mich. Mein Bruder macht Dr. theol. in Freiburg.

Einen schönen Erfolg hatte ich mit Hl. Zeit. Die erscheint zu Weihnachten im Verlag der kreisenden Ringe (Leipzig). Die Verklärung kommt in der Sphinx, Hannover. Ein Kapitel, Augustheft. Dafür 10 Mark (3 Schreibseiten). Eine Reihe weiterer Beiträge angenommen, die nach Satz Ende dieses Monats honoriert werden. Dieses Stück gefällt den Redakteuren außerordentlich. Die Zwischenzeit aber mit allen möglichen Kleinigkeiten muß ich mich halten, Elend über Elend überstehn. Kannst Du mir 5 oder 10 Mark, nicht an mich, sondern Schriftsteller Paul Scheerbarth, Berlin, Weißen-

burger Straße 8 IV, schleunigst senden? Derselbe gibt
Oktober oder Neujahr eine Zeitschrift Kreisende Ringe
heraus, darin soll ich eine Einleitungsdichtung in groß-
phantastischem Stile schreiben.
Schicke bitte, da ich keine [unleserliche Wörter] habe,
das Geld direkt an Scheerbarth, Schriftsteller Paul
Scheerbarth, Berlin N, Weißenburger Straße 8 IV.

An Karl Henckell (Ende Februar oder März
1897)

Dann möchte ich, da's mich drängt, dichterisches Wesen dichterisch zu fassen, eine Sammlung von Dichternaturen in freien Rhythmen bringen: Falke, Liliencron, Dich, Evers, Fidus (der ja ein Dichter ist), Böcklin, Arent u. s. mehr, was sich so darbietet.

Es ist das eine andere Auffassungskraft und mal neu und entsprechend. Ein Bändchen von 60 Seiten ungefähr! Dann habe ich zum großen Teil fertig eine Reihe Dramen der Menschheitsentwicklung: den 2 Akter (oder »Vorgänger«, wie ich sage). Freie Kinder (Meinen »Kindern«, die ich noch nicht habe). Neue Liebe (Wir müssen das *Weib* leiden). Der letzte Papst. Der Tod der Mode. (2 wichtige Zeiträder) Das Spinnrad schuf das in seiner Art tüchtige Weib des Mittelalters, nun Fahrrad und Freitracht. Scherzspiel, die Apokalyptiker im Wein. Dann die einige Familie (privat), Über den Staat und endlich »Oben« die in Gotteskraft gereiften Vollmensch, (Wehmut der Weite, der Ungenüge und des geistig gesammelten Weiterwachsens in gottnähere Luft). Gegen die Dummheit kämpfen selbst die Götter vergebens, darum schufen sie die Religionen. Dann bei Christus (ein Drama, ein Jünger, der findet, wie Christus grade in dem irrt, worin er nun gefeiert wird im Sühnetod, während er nur als Vormacht gilt, die uns zeigt, wie wir gleich ihm in uns das Göttliche, den Vater finden können).

Bar Kochba, der Christus für einen schlechten Nachkommen der Makkabäer hält und doch endlich findet, wie das bloß Nationale Nebensache ist.

Eine Jeanne d'Arc, ein Luigi di Gonzaga, ein Francesco di Assisi, ein Antonius und Cleopatra, das sind meine

angelegten und mehr oder weniger fortgeführten Dramen.

Dann bin ich an einem fünfvorgängigen Bismarck (sine ira et studio), den ich Mitte August beim Deutschen Theater, das auf mich aufmerksam geworden ist, einreiche; ferner bis dahin sind im Schauspielhause: Bernhard von Clairvaux – Seele des Mittelalters.

Besser im Kreuzzug gefallen, als so gestorben. Die 3 vorgezogenen Apokalyptiker in Berlin bei dem Theater des Westens, »Neue Liebe« und die sterbende Mode – Komödie – beim Deutschen Theater vielleicht, wenn sie das erste nehmen, sonst vielleicht anderswo. Dann eine Bremer Literaturkomödie: »Ein moderner Pionier«.

Bei Spohr (kreisende Ringe) werden mehr geistigruhige Sachen erscheinen, zunächst: »Das Weib der Ewigkeit«. Dann die »Einsiedler der Schönheit«. Beethoven, verstört erhaben, Rousseau der Ewigkeit, hat nicht gelebt, das Leben hat ihn nur angestoßen, den seiner nicht achtenden – Hölderlin – Dante – Kepler – Shakespeare – der neue Seher. Diese beiden Hundertseitenbände. Schuster und Löffler sind mir sehr gewogen. Ich habe: Romanreihe, »Massen und Mensch«, mit ihnen verabredet, Folge frei, Bände von 200 Seiten Gesamtumriß, unsere Übergangszeit.

Beginnen soll's mit Spohr (Scherenschleifer), ein Falstaff. Dann gespannter Gast, das letzte Aufgebot, Unterlieger und Sieger (Literatenroman). Auch meine Gedichte will ich Auswahl treffen: »Es gibt so manches Sehnen«.

Wenn ich erst die Zeit gefunden habe, die Werke der in Frage kommenden Verfasser zu lesen, ein Büchlein, vielleicht als Aufsatz vorher (im Auszug mindestens zu verwenden wie später bei Vorträgen) »Vom alten Besitz« Fontane, Raabe, Kellers frische Persönlichkeit, Gründe, warum Gottfr. Keller und Conr. Ferdinand Meyer nicht dahin zählen, (Epiker) und als Gegenstück der mit steifalten Mitteln modern sich gebende Wilhelm Jordan.

Über Multatuli, über den eigenartigen Domenico Guerazzi, Revolutionsminister in Livorno und Gedanken...
Dann über Arent genauer, der mein Drama hat drucken lassen und mir jeden Monat 30 Mark und Zahlung meiner Miete versprochen hat, mich damit aber nun trotz wiederholter Briefe im Stich läßt, vom Juni habe ich noch keinen Pfennig gesehen.
Auch über Wiertz, den Berlioz der Malerei möchte ich schreiben, sobald ich sein Museum kennengelernt habe.
Wie geht's Dir, bitte ausführlichen Brief!
Ich hungere standhaft weiter. Also Wiederholung: Deine Sachen, aus Deinem Verlage, Sonnenblumen, was möglich. Ich sende Drama: »Sohn des Platonikers«, bitte Besprechung und Verwendung. In der Besprechung Deiner Sachen werde ich betonen, daß Du Dein Bestes uns noch schuldig bist: das über der Tendenz, wo Dein warmer Natur- und Menschheitssinn, Dein gütiges Lebens- und Schönheitsgefühl reiner und empfindungs-unmittelbar sich ausschwingt.
Nun an Dich als Verleger und Freund: Willst Du »Henker und Rebellen« 60-100 Seiten? Die Dichterdarstellungen in Einzelheftchen als Homines Novi (Gesamttitle). Dann das Bändchen: »Dichterseelen« dichterisch dargestellt (darunter Hartleben). Was von den anderen Sachen demnächst.

Geistfreundschaftlichst Peter Hille.

[Nachschriften]

Romanschriftsteller L-Assandro die Firanzi Beatrice Cence u.s.w.

Einige Töpfe wirst Du immer mich bedrängenden..., verkannten, im Elend gelassenen Fällen wohl in Deinem eigenen Interesse unterstellen können. Und wenn Du nimmst, kannst Du mir auch wohl etwas, und wenn's 5 Mark sind, Vorschuß senden, ich liege fest.

... erst fertig habe, aber arbeite mal mit einem Magen, in den du 6 Wochen lang in der Regel nur für 5-10 Pfg. Brot einschiebst.

An Karl Henckell (6.7.1897)

Hamburg, Kraienkamp 14, Hof, Haus 1

Lieber Kerl und Karl!

Vielleicht kann der Verleger in Dir mich gebrauchen. »Henker und Rebellen« – Schulsachen. Ein Bändchen von hundert Seiten, wovon ein großer Teil geschrieben ist, der Rest nur des Anstoßes bedarf, da er in meiner Erinnerung liegt: Einige Lichtblicke wie der dicke Schröder, der als 24jähriger Untersekundaner auf Zuflüstern erklärte: »Der Panther ist ein Vogel«, der jede Klasse so lieb gewann, daß sie ihn immer noch ein Jahr zurückbehält. Als aber auch das nicht mehr reichte mit den steigenden Forderungen, welche die Schule stellte, suchte er vergebens Unterkommen auf einer anderen Bildungsanstalt Westfalens oder des Rheinlandes. Etwas Licht und Ulk, aber sonst Zeichnungen von rohen und philologisch angestrichenen Schülern und gemeingefährlichen Vogelscheuchen als Direktoren und Ordinarien. Ganz genau mit dem katholischen, zurückgebliebenen Wesen, wie ichs von 69-72 in Warburg, von da bis 74 in Münster fand. Dazu so mein eigenes Kinderdichterleben. Etwas. Das hat großen Entwicklungswert.

Mein Name ist, trotzdem ich nur ein Drama »Der Sohn des Platonikers«, Erziehungstragödie in 5 Vorgängen (Berlin, Conrad) veröffentlichen konnte, ziemlich genannt. Die »Germania« will von mir als Magus der neuen Richtung nichts wissen, und in der Zeitschrift für den höheren Deutschen Unterricht (Leipzig, Teubner) erklärt Dr. Bräutigam in 3 Seiten langer Besprechung das Drama für ein Buch, das jeder Erzieher gelesen haben müßte, da er die größten Anregungen daraus erhielt. Gegen 30 sehr günstige Besprechungen sind erschienen (in Gesellschaft, High Life, Deutsche Zeitung usw.).

Also diese Tonart weiter. Exemplar geht Dir als Freund, Buchhändler und Besprecher zu.

Um mich auszuleben, muß ich 2 Organe haben:

1. Heute – Vierzehntagsblatt für alle Lebensfragen, Dichtung und darstellende Kunst. Aphorismen unter der Bezeichnung: »Tafel des Geistes«. Kommen allmählich Anzeigen ein, dann besondere Bücherbörse mit Rubriken:

zu kaufen,
zu verkaufen,
zu vertauschen.

Unter Bekannten und Freunden habe ich wohl soviel, daß es bestehen kann; es kostet 5 Mark jährlich, vorläufig 1 gebundener Bogen in kleinem Format. In der Regel persönliche Zusendung; wenn Du willst, magst Du's für die Schweiz vertreten (zu beliebigen Bedingungen).

Dann mit dem Oberlehrer ein Vierzehntagsorgan für Erziehung; Blätter der Entwicklung. Ebenfalls 14täg. im Selbstverlag (Druck in Leipzig oder Pymont). Ferner eine neue Richtung in Volksvertretung. Nicht vorbestimmtes Programm. Nur Förderndes. Zonentarif, Justizentscheidung, freie Schulen, bedingte Verurteilung – habe mir frische Feder geben lassen vom Hauswirt – Polizeisonntag, Krebsabstellung – überhaupt Druck der Mehrheit nach links und vor allem Abschaffung des Zinses, alsdann strömt das Kapital ungehemmt zu Fähigkeit und Leistungsfähigkeit und beträchtliche Zuweisungen und Vermächtnisse an deutsche Arbeit – große Leistung mit Unterabteilungen, die junge Arbeiter verschicken, Verheirateten über die böse Zeit weghelfen, durch Anschluß ans Ausland oder Auswanderung von Ausbeutung freimachen (Weltpostmarken und Weltgeld).

Das will ich in großer Auflage (10.000 mindestens) auf 3 Bogen einwickeln und sehn, daß ich die der Einfältigkeit heutiger Parteiung vom politischen Leben Abgeschreck-

ten darauf aufmerksam mache und so die besten Kräfte gewinne.

Dann muß ich Dichterdarstellungen in den Heften, 1-2 Bogen jedes, liefern: habe gerade Gustav Falke vor, dann Liliencron, Dich, Mackay, Janitschek, Fidus, Arent, Evers, Conrad, Walloth, Conradi usw. Wärest Du dafür geneigt? Es wäre so etwa Gegenstück zu »Sonnenblumen«, die Du mir auch mal zusenden könntest. Ich bespreche sie, diese fliegenden Blätter der Dichtung.

Hast Du das Album noch, wohinein ich Dir Luzifer schrieb, dann schreibe mir das bitte ab. Und sende mir für die Besprechung Deine Sachen, das gute Nachtstück »Umsonst« habe ich.

Ich habe in diesem Jahre ganze 225 Mark, darunter 150 Mark für Drama von Schillerstiftung eingenommen, dies Jahr bis nun. Im ganzen vorigen 219 M. Ich sauge hier das Hamburger Leben auf für ein Bändchen »Hamburg«, das bei Otto Meißner hier den Anfang einer Reihe von Stadt- und Land-Darstellungen bilden soll unter Gesamtbezeichnung »Landesart«. Das Büchlein ist soweit in subjektiver Fügung fertig. Dann schnell die Hälfte abgeschrieben.

Randnotizen: Ist das Gedicht »Luzifer«, das ich in Berlin in ein Eichenholzdeckel-Album schrieb, noch da, bitte schreib es mir ab: Bist Du noch der große Schweiger? Gestern war ich bei dem wunderbar herzlichen Liliencron, Sonntag bei dem menschlichdichterisch echten Falke.

Schuster und Löffler werde ich eine Sammlung meiner Novellen und Skizzen, dazwischen Burlesken, vorschlagen. Dazu ein kleines Drama »Jephtas Tochter«, nicht Blutopfer, sondern Leben wie im Sinn Gottes, und einige Gedichte. »Der Götze«, Titel »Etwas«, dazu Bild und vielleicht Illustrationen von Fidus.

Also wenn Du auf meine Vorschläge eingehst, bitte nimm sofort einen Kassenschein und biete Deinem un-

aufhörlich ringenden Peter Hille eine Zwischenstation von einigen Tagen. MS.

Henker und Rebellen geht schon in diesem Monat, Rest nächsten an Dich ab. Zunächst kann ich als homo novus Gustav Falke fertigstellen. Ist Thomkin noch da, grüße ihn herzlich.

Bin ich bei Dir im Verlage, rechnen wir auch mit 30 Mark oder so ab für die ausgedehnte Gastfreundschaft damals.

Von der Schillerstiftung, Zentralstelle Weimar, sagte mir [Name unleserlich], Kassierer des Zweigvereins Berlin, als er mir die 150 Mark auszahlte, würde ich jährlich ein Festes bekommen, wenn ich mich dahin wendete. Das werde ich nach einigen Veröffentlichungen im Oktober tun.

An Ludwig Schröder (16.4.1901)

Urteil derer, die's gut mit mir meinen:
Er ist ein Genie, geben wir ihn verloren!
Ich tu euch nicht den Gefallen zu
verschwinden. Mich zu verdunkeln wie
Schlaf oder Basedow.

Mein lieber Ludwig!

Dachte, Du hättest gebrummt, daß ich so lang geschwiegen. Wenn Du mir die Nummer noch zugehn lassen könntest, vom 10. März war's ja wohl, der Rhein[isch]-Westf[älischen] Zeitung – wär' mir's sehr lieb. Oder ich wende mich selbst daran und zahle, 10 Pf kostet wohl die Nummer und nehme dann gleich 3 Exemplare. – Wenn Du Dich besinnst, wo etwas von mir und über mich gestanden »Wiener Gartenlaube« oder ähnlich – »Kölner Volkszeitung«, schreib's mir mal, auch das Jahr, die Jahreszeit, will sehn, ob ich's bekommen kann.

Dr. Bräutigam bringt den Gesellschaftsartikel über mich mit Bild.

Mir wäre dies Waldgedicht am liebsten – weil zumeist westfälisch – hat in etwas anderer Fassung in Allmers-Album gestanden.

Böcklin-Gedicht war nur nach einem Böcklin Gedicht verteilt. Lieber wäre mir das Waldgedicht. Das sind Ungeheuer: der Myrddhin, ein Biest von 130 Seiten, auch der tiefe deutsche »Walter von der Vogelweide«, »Das Höhenspiel«, »Großvater Michels letzte Zipfelmütze«, »Schwarze Rosen«, »Das Leben ein Spiel«. Noch fressen sie an mir herum. Aber nur bis Pfingsten. Pfingsten ein Geist-, ein Lichtfest.

Darüber sollen die... nicht kommen!

Dann soll das stehn, was mich als wesentlich überliefert.

Fleißiger bin ich vielleicht später. Aber das ist so dies, das für Blätter. »Sängerstaat«, eine Darstellung des Kelten- tums u. dies und das. Ich muß mal leben. Ich bin nur noch ein zitterndes Hohngelächter, ein ganz hohes, dem nie das Recht des Lebens geworden, ein durch all das Elend, die Galle vermöbeltes Wald- und Bauernblut.

Ich bin. Pfui Teufel, der deutsche Skatstaat.

Wie geht's zu Haus?

Hoffentlich gut?

Grüße Deine Frau und die kleine – »Adelheid« heißt sie ja wohl – recht herzlich vom »Wahren Dichter« Peter Hille.

[Nachschriften]

Mein Höhenblut jammert nach Erlösung. Dann bäumt sich's auf. Ich bin.

Kunst- und Theaterbericht (Ausstellung). Kannst Du mir ein Provinzblatt dafür schaffen?

Der Autogrammschnörkel versagte diesmal seinen Dienst. Für ein Myrddhin-Autogramm hab ich 10 M »Honorar« bekommen.

An Else Lasker-Schüler (undatiert)

Holzhausen bei Nieheim (Westf.)

Liebes Tino!

Meine Seele ist wieder ruhiger Weltspiegel. Bisweilen steigt es noch kraus auf, doch es ist dann schnell vorüber. Und dann: ich habe seinen Geist immer um mich, nah, hell, wie sein Tod erst ein Erstaunen über so viel Licht aus ihm selbst. Hoffentlich hat meine Tante auch bald die erste Ruhe nach so viel Verwüstung und Entwurzelung nach über 40jähriger Betreuung ihres Bruders, dem zu Liebe sie einen Antrag nach dem anderen ausschlug, ja sogar den schon einmal gefaßten Gedanken, ins Kloster zu gehen. Bei so viel Größe ist die Heftigkeit ihrer Verzweiflung, die bislang die Religion kaum zu mildern vermochte, verständlich.

Mein um zwei Jahre jüngerer Bruder kommt hierher, er war bislang Förster.

Mein Bruder Philipp, der seine Professur in Paderborn aufgegeben hat, weil ihm der Bischof durch seine Bemäklung des Lehrganges und seinen Widerwillen gegen Heranziehung der sozialen Frage in die Morallehre seine schöne Aufgabe verdarb. Er wird später, vielleicht schon Oktober, in den uralten Kulturorden der Benediktiner treten. Wir verstehen uns sehr, machen nun des Nachmittags weitere Spaziergänge in die Umgegend. Zu Pfarrern. Gestern waren wir in der alten Klosterpfarre Marienmünster. Wir sahen uns die romantische Kirche an. Da hatte die Haushälterin auch schon den Pastor aufgesucht, und so mußten wir hinein zu ihm.

Ich sage Dir, Tino, ein paar Goldstunden. Ein feinsinniger, humorvoller, weltklugweiser Geistlicher und für die – Menschen – goldklare Flaschen Wein und Imbiß, dabei Nieheimer Käse als Heimatgabe. Wir wollten erst

eine halbe Stunde bleiben und dann die $1\frac{3}{4}$ Stunden zurückgehen – es wurden aber $2\frac{1}{2}$ Stunden daraus, der Abend dunkelte und der Kutscher des Pfarrers (die Pfarre hat viele weit auseinander liegende Ortschaften) mußte ausfahren. Da wurde über die Streiche des Professors des kanonischen Rechts (Johannes sein Spitzname) geklakt, der in Hemdsärmeln spazierengeht, Kraftausdrücke mit Vorliebe in Damengesellschaft braucht und junge Damen von 16 bis 17 Jahren verfolgt, um sie in einen Heuhaufen zu werfen. Auch über die List, mit der die Regierungsräte usw. eingeseift wurden, um Mittel zur Ausbesserung der Kirche herzugeben. Über den Pfarrer im Badeort Pymont, da eine katholische Kirche ist, die nicht wie ein Stall, sondern eher wie eine Berliner Rotunde aussieht – o nein, eine Berliner Rotunde macht einen viel anständigeren, monumentaleren Eindruck. Der soll weg da, weil er nicht die Energie besitzt zu bauen. Schwach an Organisationsgeist, sonst ein vorzüglicher Mensch und makelloser Priester, wollte seine Behörde ihn bei seinen 70 Jahren zum Kaplan degradieren. Aber, erzählte der Marienmünsterer Pfarrer, er habe ihm gesagt: »Das tust du nicht, Johannes. Dann läßt du dich pensionieren und kommst zu mir. Für dich habe ich noch immer ein Plätzchen.«

Ja so eine kirchliche Behörde! Da wurde dem Pymonter Pfarrer die Kleinigkeit von 600 Mark Gehalt abgezogen, weil er an Kurgäste vermietet, was in Pymont jedes Haus tut. Und ein Interdikt hat der einsichtsvolle Bischof verhängt, ein regelrechtes Interdikt, wie im tiefsten Mittelalter. Nun, mittelalterlich genug sieht Marienmünster aus mit seinen 3 Türmen, ganz im Walde, dahinter in einer Entfernung von 10 Minuten wie ein düsteres Zwing-Uri die Grevenburg (Greve = Graf). Himmel, Hölle sind schöpferische Zustände.

Tino, ich bin Dein geistiger Liebhaber, mein Geist ist immer mit Dir, schwarze Lorelei Du! Aber immer brav

sein, nicht krank, hörst Du? Leichengase und Freiwerden
der Seele: dieselbe Befreiung: dunkle Wege des hellen
Gesetzes.
Bewahr die Beiträge zu Cabaret auf, bis ich komme!
Also wann I. Vortrag? den 22. oder den 26.!
Schreib bitte, wann, wieviel Uhr, wo Lublinskis Vortrag?

Von Else Lasker-Schüler (undatiert)

Lieber Meister von Palmyra.

Du bist wohl nach Süden gezogen mit den großen Sommervögeln über Deine Städte und Ländereien, über Deine Berge, die trunken sind von Süße und die nach Dir aussehen aus ihren schwarzen und goldenen Weinaugen. Oder warum zogst Du wieder aus den Toren Spreeathens? Hattest Du Sehnsucht nach der Wildnis der Felder Westfalens, nach den bösen Hecken, nach den verzauberten Rösen die nün krahen [?] müssen wie Spuk in mondlosen Nächten?

– Oder bist Du in den Kampf gezogen durch die Wüste Arabiens oder über die Steppe der hungrigen Wölfe?

Wenn Du im Letzten des Mondes wieder einziehst in die Stadt, so werde ich Dir meine weißen Elefanten entgegen senden, meine Schwärme Paradiesvögel mit Augen, golden, wie die Ursonne, ich werde Dir meine Dromedare entgegenreiten lassen mit purpurblauen Satteln und Silberquasten.

Meine schönsten Sklavinnen Maja, Esra, Myriam, Ruth, Esther, Naemi sollen Dir süße Weine aus Jaffa und Ben-Jakob, Melach Saul und David bringen und süße Mandeln und Zuckerwerk aus den Städten, die an der Küste des Meeres liegen. Meine Sklavinnen werden Dir Deine Füße waschen mit dem Öle, das aus den Schnittblumen des Morgenlandes gewonnen wird. Auch werden sie Dir ein Kleid, ein Feuerkleid bringen, gesponnen aus dem Herzblut reiner Seidenraupen. Deine Haare und Dein Bart [hier bricht der Brief ab]

Nachwort

Ein neuer Anfang? Ein Hoffnungsschimmer?

Als 1888 in der Zeitschrift *Die Gesellschaft* Hilles Erzählung *Ich bin der Mörder. Geheimnisse eines Unentdeckten* erschien, war die Reaktion euphorisch. Zumindest bei einigen Literaten, die sich im Hause des Herausgebers Erich Hartleben in geselliger Runde zusammengefunden hatten. Nach der Vorlesestunde – der Text lag noch nicht im Druck vor – beschlossen sie spontan, den Autor mit einer wahren Glückwunschwolke zu überraschen.

Max Harberg sprach von der »Shakespeareschen Kraft und psychologischen Wahrheit« der Erzählung, die er als Perle des Jahrbuchs bezeichnete.¹ Adolf Bartels verglich Hille mit zwei Großmeistern der Kurzgeschichte: »Ich bewundere Ihren ›Mörder‹, aber Sie können mehr als der moderne E. T. A. Hoffmann, als der moderne E. Poe sein!«² Ähnlich Christfried Rappe: Hille habe die Psychologie eines Verbrechers mit »intuitiver Kraft« erfasst und »vibrierend erregende Situationen« dargestellt: »Sie haben die Kausalität der Psyche heroisch und individuell uns geschildert – Edgar Poe in universeller Gestaltung u. tieferer Durchdringung. Herrlich!«³

Zur Biografie des Autors vgl. *Peter Hille Lesebuch*. Zusammenge- stellt und mit einem Nachwort versehen v. Walter Gödden. *Ny- lands Kleine Westfälische Bibliothek* 7/1. Köln 2004, das Hilles Lyrik und Aphorismen vorstellt und zeitgleich zum vorliegenden Lesebuch erscheint

1 Vgl. Peter Hille: *Gesammelte Werke in 6 Bänden. Texte, Briefe, Kommentare*. Hg. v. Friedrich und Michael Kienecker. Essen 1986, S. 184.

2 Ebd., S. 184.

3 Ebd., S. 185.

Hermann Conradi ging auf die gesellschaftliche Implikation der Erzählung ein:

[...] lieber Herr Hille, ein Wort der seligsten Seelensympathie! Sie enthüllen im Verhüllen! Welche Nummer indizieren Sie den Brillen Ihrer Mitmenschen? Sie sind ja alle so blind! Und die nicht blind sind, haben überhaupt keine Augen! – Was sind wir denn als am Uhrzeiger des Genies aufgehängte Armaturen – wir werden herumgezerrt, bis wir erdrosselt sind! Eine Riesensympathie – Amen! Amen! Amen!⁴

Hartleben, offensichtlicher Initiator und Drahtzieher der Aktion, hatte bereits am 20. Januar 1888 an Michael Georg Conradi geschrieben:

Es hat mich lebhaft interessiert, einmal wieder etwas von meinem kindlich barocken Freunde Peter Hille zu lesen. Ich kann Sie da auf einen Schatz aufmerksam machen, der ungewürdigt in irgendeiner staubigen Ecke des Friedrichschen Komptors in der Georgenstraße zu Leipzig schlummert. Es ist das genialste (!) und zugleich konzentrierteste und klarste, was ich von dem von mir hochgeschätzten Wunderkinde, genannt Peter Hille, gelesen habe. Es heißt: *Ich bin der Mörder!* – »Gedankensprünge eines Unentdeckten« – und schildert mit einer schauerlichen Intensität den absoluten ethischen Nihilismus eines überbildeten und übersättigten Jetztzeitmenschen, der sich als unentdeckter Mörder in Berlin herumtreibt. Ich nenne die Intensität der Schilderung schauerlich, weil dieselbe unheimlich typisch ist! Die Figur ist ein Emblem unserer Kultur!⁵

Und Hille? War ihm jemals soviel Lob zuteil geworden? Er hatte bis dahin zwar einiges veröffentlicht, jedoch nicht gerade viel für einen bereits 34-jährigen. Was von ihm in Zeitungen und Zeitschriften vorlag, glich eher einem zufälligen Sammelsurium von Lyrik, Prosa, Essay-

4 Ebd., S. 184.

5 Ebd., S. 186.

istik und Aphorismus. Kontinuität und Konsequenz waren daraus nicht abzulesen. Nichts Halbes und nichts Ganzes also: Zu wenig, um daraus Zuversicht zu schöpfen, und erst recht nicht genug, um darauf finanzielle Hoffnungen zu gründen. Ein Ende seiner mittellosen Vagabundenexistenz war nicht in Sicht.

Erkannte Hille die Zeichen der Zeit, die Gunst der Stunde? Sollte er sich fortan einer Prosa zuwenden, wie sie auf dem literarischen Markt gefragt war? Nein, das Lob der Gönner prallte wirkungslos an ihm ab. Er blieb unbeeindruckt, betrieb auch weiterhin, seinen Launen und Neigungen folgend, einen literarischen Gemischtwarenladen. Die mögliche Erfolgsspur verließ er, ehe er sie recht betreten hatte. Fast scheint es, als habe er – was zeitlebens für ihn galt – den Triumph gesucht, um ihn, im nächsten Schritt, zu verachten.

So erschien zu Lebzeiten kaum erzählende Prosa Hilles im Druck (vorausgesetzt, es fanden sich überhaupt Publikationsmöglichkeiten). *Ich bin der Mörder* blieb fast ein Einzelgänger. Mit *Mein Brautfuchs. Arabeske* – Abdruck in *Deutsche Blätter für Zeichen-, Kunst- und Werkunterricht* (Jg. 1889) – folgte lediglich noch ein weiterer Versuch in diesem Genre.⁶ Die umfängliche Erzählung *Der Spökenkieker* erschien erst postum, wobei in diesem Fall regionale Motive in die Veröffentlichungsgeschichte hineinspielten. Vom Umfang her blieb die belletristische Prosa weit hinter den essayistischen und literaturkritischen Arbeiten zurück.

Wobei die Grenzen oft fließend sind. Auch Hilles nicht-fiktionale Texte sind charakterisiert durch den Rückbezug auf das sprechende Subjekt: Lyrisches Ich und biografisches Ich bilden eine unmittelbare Einheit. Hilles stetes Bemühen um Konkretisierung und Positionierung

⁶ Im Jahrgang 1888 der Zeitschrift *Die Gesellschaft* erschien auch Hilles Prosaskizze *Darum*.

seiner Genieästhetik tritt (auch hier) zutage. Für ihn ist ein »wahrer« Dichter jemand, der aus innerer Eingebung schöpft und »empfängt«. Erst so gelingen aus Sicht des Autors Sprachbilder (und ästhetische Wahrnehmungen) von intuitiver, oft paradoxer Originalität. Entsprechend bildete für Hille – wie für die Impressionisten und Symbolisten seiner Generation – die Lyrik die wichtigste literarische Gattung. Dies klingt in seinem Programmgedicht *An die Poesie* an. In ihm wird die »philisterhafte« Prosa geradezu mit Verachtung gestraft:

An die Poesie

Zu dir meine Flucht,
An deinen lindenlinden Busen,
In deine weich
Umschlingenden Arme
Rett ich mein Herz,
Das prosawunde
Qualenzuckende Herz,
O du meine tröstende Mutter,
Sorgen verkosendes Lieb,
O du meine milde Muse!
Ruhe lächelt dein Auge,
Dein mildes, hehres Auge,
In meine dunklen Qualen und Sorgen,
[...]
O, entsende auch mich!
Laß mich nicht stehn
Im Alltagsgrau
Und Neidesblicke
Werfen durch niedere Prosa,
Gequält von den Stichen
Des kleinlichen Lebens,
Der Philister Umgebung,
Philisterhaft
Die Pfennige zu rechnen gezwungen.

Nein Muse, so grausam
Kannst du nicht sein,
Mich hocken nicht lassen
Auf dumpfem Bureau,
Angewidert von Allem,
Verhöhnt von Allen!
Mit selbsterfressendem Grimm,
Mit selbstvergiftendem Hohn
Mich selbst regalierend,
Was bleibt mir als Wahnsinn?
Halbdichter zu sein!
O diesen Jammerstand
Hab' ihn verdient ich,
Weil mit allen
Fasern mein Wesen
Sich drängt zu dir?
Berauscht hat mich
Dein wonniger Atem,
Vollende dein Werk.
Drücke den Kuß der Weihe
Mir auf die Stirn,
Erschließe sie –
Und ich gehöre ganz dir.
O schleudere mich nicht
Zurück in die Prosa!⁷

So wird Hilles Aversion gegenüber der »geordneten«, »objektiven« Prosa verständlich. Hinzu kommt, dass die Abfassung literarischer Großformen einen »langen Atem« verlangte. Eine solche, unter Umständen mühevollen Arbeit am Text widersprach jedoch Hilles Naturell. Was letztlich auch für *Ich bin der Mörder* gilt. Im erwähnten Brief Hartlebens an Conradi heißt es:

⁷ Peter Hille: *Gesammelte Werke*. Hg. von seinen Freunden. Eingeleitet von Julius Hart. Berlin ³1921, S. 32-34.

Ich hatte diese brillante Arbeit [...] für das »Jahrbuch« aus-
gesucht und auch etwas – geschliffen [...]. Ich habe mit
großer Liebe und auch mit großer Mühe redaktionell an die-
sem Werke gearbeitet – natürlich mit Zustimmung des Pe-
ters aus der Fremde – und wie ich glaube sehr zum Vorteile
desselben. Ich habe die barocke Eigenart gar nicht gekränkt:
habe nur interpungiert, Absätze gemacht, Längen beseitigt,
fabelhafte Konstruktionen eingerenkt, kurz, mich bemüht,
in jeder Weise Klarheit und Konzentration des Ganzen zu
heben. Durch diese Arbeit ist mir das Werk, ganz abgesehen
von meiner Freundschaft für Peter Hille, besonders lieb ge-
worden und es würde mir eine große Freude sein, dasselbe
nun von allen Seiten angestaunt zu sehen.⁸

Und dennoch und trotz all dieser Vorbehalte: Peter Hille
hat immer wieder Prosa verfasst. In den *Gesammelten
Werken* 1984-1986 finden sich die Gelegenheitsarbeiten
unter den Rubrik *Gestalten, Skizzen, Humoresken und Sa-
tiren, Novellistisches* sowie *Autobiographische Texte* wie-
der.⁹ Schon dort mit einer Tendenz, die auch bei den
zahlreichen Hille-Anthologien zu erkennen ist. Entweder
werden Essayistik und Belletristik so miteinander ver-
mischt, dass weder das eine noch das andere an Profil ge-
winnt. Oder sie werden derart separiert, dass kein roter
Faden mehr erkennbar ist. Dies hat mit dazu beigetra-
gen, dass Hilles Kurzprosa bislang kaum Beachtung ge-
schenkt wurde.

Was zu bedauern ist. Denn Hilles Kurzgeschichten berei-
chern und korrigieren das traditionelle Bild des Autors
maßgeblich. Seine Prosa überrascht durch ihre Moder-
nität, Lebendigkeit und Weltoffenheit. Sie hat nichts ge-
mein mit dem religiösen oder pädagogischen Impetus,
der in der Hille-Wirkungsgeschichte häufig verabsolu-

8 *Gesammelte Werke* 1984-1986, Bd. 6, S. 185.

9 Darüber hinaus liegt zahlreiche weitere Prosa Hilles vor, wobei an
erster Stelle seine Romane *Die Sozialisten* und *Die Hassenburg*
(postum veröffentlicht) zu nennen sind. Auch seinem *Mysterium
Jesu* wird literarhistorische Bedeutung beigemessen.

tiert wird. Im Gegenteil: Sie ist leichtfüßig statt trocken, munter statt gedankenschwer, satirisch-frech und zeitzugewandt statt weltfremd oder mystisch verklärt.

Hilles Prosa erweist sich als vielseitig und vielschichtig. Ob im Traumbild, der impressionistischen Miniatur, im Rätselhaft-Versponnenen oder in der Sozialreportage – Hille beherrscht die literarischen Tonlagen souverän und mit leichter Hand. Amüsantes und Erotisch-Frivoles wechselt mit lebensphilosophischen Entwürfen (die sich wiederholt an Gedanken über Erziehung und Emanzipation entzündet), Autobiografisches (dessen Galgenhumor nicht ohne Selbstironie ist) mit Gesellschaftsbildern, in denen Hilles Sarkasmus und Zynismus nach vorne drängen.

Wie bei der Lyrik fällt die häufige Verknappung der Sprache auf. Ebenso ein fortwährendes Streben nach gedanklicher und stilistischer Originalität. Dies gilt auch für Hilles Briefprosa, auf die durch das vorliegende Lesebuch neues Interesse gelenkt werden soll.¹⁰ Über ihren dokumentarischen Wert als Lebenszeugnis hinaus bezeugt die Diktion der Briefe ungefiltertes, unmittelbares Sprechen in Reinkultur. Hille durchbrach das Gitter traditioneller Mitteilung und gelangte zu Schreibweisen, die unter dem Stichwort »automatisiertes Erzählen« erst sehr viel später als Kennzeichen der literarischen Moderne identifiziert wurden.

In psychologischer Hinsicht zeigen die Briefe, dass Hille krankhaft von seinen Stoffen verfolgt wurde. Er stand unter einem manisch-pathologischen Schreibzwang. Der Blick in die Briefe zeigt zugleich, wie viel bzw. wie wenig von Hilles Werk überliefert ist. Hunderte Manuskripte gingen verloren, tausend Pläne wurden geboren, aber ebenso schnell wieder verworfen oder durch neue ver-

10 Auch aufgrund zahlreicher neu hinzugekommener Korrespondenzfunde wäre eine kommentierte Briefausgabe Hilles dringend zu wünschen.

drängt. Schon sicher geglaubte Verlagskontakte scheiterten, so dass nur ein Bruchteil der Hilleschen Schöpfungen zur Veröffentlichung gelangte. Daran hinderte auch Hilles strategischer und geschäftsmäßiger Eifer (der ihm zumeist abgesprochen wird) nichts. In finanzieller Hinsicht endeten die meisten Vorhaben im Desaster.

Dass Hilles Begabung als Prosaschriftsteller nicht stärker zum Ausdruck kam, lag daran, dass sich das Genie – wie so oft – selbst im Weg stand. Die Radikalität, mit der der Autor seine Ästhetik verfolgte, verstellte seinen Blick für »marktgängige« Themen und Stoffe. Hille hat derartige Kompromisse abgelehnt. Statt sich dem von ihm verspotteten, seichten Literaturgeschmack seiner Zeit anzubiedern, verfolgte er den Weg eines literarischen Einzelgängers, dessen literarische Arbeit auf eruptiv-rhapsodische Schaffensmomente ausgerichtet war. Die Konsequenz, die Hille dabei an den Tag legte, lässt ihn zu einer singulären Literaturscheinung seiner Epoche werden.

Walter Gödden

»Aus allen Taschen muß es fallen...«
Ein Peter-Hille-Lesebuch

Hrgb. u. komm. v. Helmut Birkelbach, Michael
Kienecker u. Pierre Georges Pouthier



160 S., geb., mit zahlr. Abb. – 24,80 Eur
ISBN 3-89785-180-6

Wer war dieser Dichter, der glühende Anhänger ebenso wie gehässige Antipoden fand, der offensichtlich polarisierte, aber keinen, der ihm begegnete, kalt ließ?

Das Lesebuch bietet eine breite Auswahl von Texten Hilles, aber auch exemplarische Interpretationen und Kommentierungen. Eine Skizze der Biographie sowie Stimmen von Dichtern und Kritikern runden den interessant bebilderten Band ab.

mentis Verlag GmbH – Schulze-Delitzsch-Straße 19 – D-33100 Paderborn